



Sebenunddreissigster Jahrgang.

1. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Justiz der Seele.

Roman
von

Anton Freiherr von Persall.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

In mitten endloser Eichen- und Tannentwäldungen, an einem Nebenfluß der Warthe, von einigen Dutzenden schmutzigen, strohgedeckten, kaum über den von unzähligen Schweinen unterwühlten Boden sich erhebenden Hütten umgeben, lag Schloß Estrup — Herrenhaus würden wir es wohl zutreffender nennen, aber in dieser Umgebung konnte es füglich als Schloß gelten.

Ein plumpest, massives, viereckiges Gebäude, von düsterer, schwarzgrauer Färbung, mit dunkelroten, bemosten Rinnziegeln gedeckt, von allen möglichen Anbauten, Schuppen umgeben, wie sie der augenblickliche Bedarf, ohne Rücksicht auf das Auge, aneinander fügt, machte es keinen sehr aristokratischen Eindruck. Alte Häuser haben gewisse unverwischbare charakteristische Züge, wie Menschen, — auch Estrup hatte solche.

Um die hohen Fenster schlangen sich, kaum noch sichtbar, — so abgewetzt vom Alter waren sie — zierliche Ornamente aus Stuck, im Stile Louis' XIV., Schwerter, Helme mit wallenden Büscheln, Wappenschilder, alle Attribute der Ritterlichkeit. Ober dem an den Ecken ausgefahrenen mächtigen Hauptthore, das unverhältnismäßig massiv aus Granit gehauen war, hielten Genien eine Krone über dem Wappenschild der Grafen Minsk. Die kostbaren Rosenfenster aus einem Stück, mit den dahinter hervorleuchtenden schweren seidnen Vorhängen, blickten fremdartig aus den grauen, verwitterten Mauern. Das Ganze machte den Eindruck jenes vornehmen, gebiegenes, altererbtens Reichthums, der auf allen äußeren Schein, fast absichtlich, aus gewisser souveräner Verachtung der Öffentlichkeit, verzichtet, aber seine Strahlen nach innen versendet.

Graf Joachim Minsk war der Besitzer von Estrup, der letzte, schon hochbejahrte Sprosse eines altpolnischen Adelsgeschlechtes. In dem ebenso ruhmreichen als unglücklichen Aufstand des Jahres 1832 war er, der aristokratischen Partei angehörend, die einen offenen Bruch mit Rußland vermeiden wollte und eine weitgehende Reform anstrebte, ein Mitglied der Gesandtschaft, welche General Clopinsky, der Diktator, nach Petersburg sandte, um vom Kaiser die Ausführung der Verfassung, die Entfernung der russischen Besatzung, zu verlangen. Der Kaiser jedoch ging auf die Vorschläge nicht ein, zwang den Gesandten den Eid auf, im Falle eines ausbrechenden Aufstandes nicht gegen Rußland zu kämpfen, und drohte ihnen im Verweigerungsfalle mit Gefangenschaft.

Minsk und seine Genossen leisteten den gezwungenen Eid. Clopinsky, der Veranlasser dieser verunglückten Sendung, mußte seine Diktatur gegenüber den Angriffen der demokratischen Partei niederlegen. Die kaiserliche Proclamation vom 19. Januar 1830 ließ den Polen keine Wahl, als gänzliche Unterwerfung oder Kampf. — Sie wählten das letztere.

Fürst Radziwill übernahm den Oberbefehl, Minsk war durch seinen Eid gezwungen, thatenlos dem mächtigen Aufkommen des Patriotismus zuzusehen. Als dann in der für die Polen so ruhmreichen Schlacht bei Glogow sein Parteigenosse und persönlicher Freund Clopinsky, der unter dem Oberbefehl Radziwills eine Division befehligte,



Graf Joachims Minsk. Gemälde von C. Cei. (S. 7.)
Nach einer Photographie von Gebrüder Alinari in Florenz.

schwer verwundet wurde und zu gleicher Zeit sein Jugendfreund Graf Torkler vom benachbarten Gute Trepan in derselben Schlacht den Tod fürs Vaterland fand, da zog er sich, verzweifelt über sein Schicksal, das ihn zwang, diese große Zeit ruhmlos an sich vorbeizuräumen zu sehen, voll Scham, thatenlos unter einer Schar begeisterter Frauen, als Mann, als Minstly, sein Volk unter den Mauern Pragas mit Todesverachtung kämpfen sehen zu müssen, mit seinem einzigen Kinde Elenor in die Wald-einsamkeit von Estrup zurück. Nach der Einnahme von Warschau durch die Russen hatte er wenigstens die Genugthuung, die flüchtige Witwe des gefallenen Grafen Torkler und ihren Sohn Vladimir bei sich aufzunehmen und durch seinen Einfluß am russischen Hofe vor allen weiteren schlimmen Folgen zu bewahren. Trepan blieb der Gräfin gerettet, doch überlebte sie kaum ein Jahr den Gatten.

Unter den beiden Gutsnachbarn war es schon längst eine abgemachte Sache, aus Vladimir und Elenor soll ein Paar werden. Nach dem Tode des Grafen Torkler, bei der erfolgreichen Vererbung Minstlys für die Witwe, hatte dieser väterliche Beschluß noch mehr Festigkeit bekommen.

Elenor war ein so reizendes Geschöpf, daß es bei dem jungen Vladimir keiner besonderen Anstrengung der Mutter bedurfte, und aus der von den Eltern wohlgepflegten Freundschaft der beiden entwickelte sich naturgemäß in dieser Weltabgeschiedenheit das Pflänzchen Liebe, ehe die beiden jungen Leute selbst eine Ahnung davon hatten, daß in ihrem Verhältnis zu einander mit den Jahren eine eigentümliche Wandlung stattgefunden habe. Nachdem Vladimirs Mutter gestorben, galt er als der Sohn des Hauses in Estrup, und der alte Graf glaubte, sobald er diese längstsehnte Veränderung in dem Wesen beider bemerkte, nichts Eiligeres thun zu müssen, als seine Kinder, wie er sie nannte, über seine Zukunftspläne aufzuklären. Die Wirkung kam ihm unerwartet, so natürlich sie war. Die beiden wurden jäh aus ihrem Kindheits-traume gerissen und verloren ihre gegenseitige glückliche Unbefangenheit. Das bedrückende Gefühl einer gewissen Vorherbestimmung lastete auf beiden, es war vorbei mit den arglosen Gesprächen, mit dem freien, scherzvollen Tummeln in Gottes freier Natur. Das Bewußtsein des Geschlechts nahm ihnen die Freiheit.

Elenor, die sonst ihrem Vladimir freudig entgegen sprang, wenn er auf dem kleinen Pony angeritten kam, erwartete ihn jetzt errötend, schüchtern auf der Terrasse. Er, der sonst der blühenden Gespielin stürmisch um den Hals gefallen, küßte jetzt ihr dargereichtes Händchen.

Zum Glück wurden sie beide behufs ihrer weiteren Ausbildung auf mehrere Jahre getrennt.

Als sie sich nach diesem Zeitraum wieder sahen, war er zum Jüngling, sie zur Jungfrau herangeblüht und ihre kindischen Beziehungen verwischt, vergessen, wie die Zukunftspläne ihrer Eltern. Graf Minstly wartete vorläufig ab, darauf zurückzukommen. Bald zeigte sich ihm, wie unnötig es fernherin sei; die alte Zuneigung schlug jetzt in hellen Flammen empor.

Der heißköpfige Vladimir, der in der Schule zu Warschau den Kopf voll romantischer, phantastischer Ideen bekommen hatte, wie alle seine Altersgenossen, sah in Elenor sein verkörpertes Ideal. Auf ihrem Antlitz ruhte der geheime Zug des Schmerzes, der sein ganzes Volk durchzuckte, und aus ihren dunklen Augen sprach die rührende Sehnsucht, welche die ganzen polnischen Landschaften durchweht.

Sie schwärmten von Kosciuszko, von Julian Niemceviz, dem kühnen Sänger, dessen Name unzertrennlich ist von jenem, von dem todesmutigen Kisi, dem greisen Helden Dmerniki.

Vladimir erzählte mit süßen jugendlichen Schauern von neuen geheimen Verbindungen zum Sturz der Fremdherrschaft, „bald werden wieder aufflammen die Zeichen!“

„Oyczyzna“, *) dieses Zauberwort der Nation, das rastlos von Hütte zu Hütte schwebte, durch endlose Wälder und Sümpfe, über gewaltige Steppen, das der Säugling ablauschte von den Lippen der Mutter, das den niedrigsten Bauer mit Beben ergriff, fühlend, daß es etwas sei, für das er alles opfere, Leben und Gut, Weib und Kind, das war der gemeinsame Brennpunkt ihrer Liebe, die, auf ein so hohes Piedestal gestellt, nur um so kräftiger sie bestrahlte.

Vladimir pries das Los seines Vaters, Elenor verhehlte nicht ihren Schmerz über die Thatenlosigkeit, zu welcher der ihre verdammt war. Vor ihm selbst wagte sie gar nicht über diese Dinge zu sprechen, sie fürchtete seine Schwermut zu vermehren.

Um so auffallender war beiden die Veränderung, die plötzlich mit dem Alten vorging; es kam ihnen vor, als habe sie mit einem längeren Aufenthalt des Grafen in Warschau vergangenen Winter begonnen.

Das edelgeformte Antlitz des Greises, auf dem sonst ewiger Ernst lag, erhellte sich sichtlich, das matte, trübe Auge glänzte wieder von jugendlichem Feuer, die gebückte Gestalt erhob sich sichtbar, er mischte sich in die Gespräche der jungen Leute, er hörte ihnen sogar oft lächelnd zu, wenn sie schwärmten, wenn Elenor die Dußla ergriff an

stillen Abenden und ihre Silberstimme dahinschwebte über die dunklen Fichtenwälder, dem blutigen Abendrot zu, das über den Wipfeln lag.

Vergeblich zerbrachen sie sich lange Zeit den Kopf, was der Grund sein könnte dieser auffallenden Veränderung; seine wiederholten Reisen nach Warschau ließen schon in Vladimir den Verdacht aufsteigen, der Graf beteilige sich auch an der neuen Bewegung, mit um so größerem Eifer, je mehr er nachzuholen hatte im Dienste um das Vaterland. Ja, das mußte es sein! „Oyczyzna“, das Zauberwort rötete seine Wangen, machte sein Auge blihen wie das eines Jünglings. Vladimir war selig bei diesen Gedanken; warum hielt er damit zurück? Sein sehnlichster Wunsch war ja damit erfüllt, ihn, den Verehrten, auch zu sehen in diesen in ihren Augen geweihten Kreisen.

Wie enttäuscht waren beide, als er eines Tages mit sichtlichem Widerstreben die Mitteilung machte, daß er in den nächsten Wochen eine Braut heimführen werde auf Schloß Estrup. Jungen Leuten, die eben im Liebesluz steheten, erscheint die Leidenschaft des Alters doppelt häßlich und unnatürlich.

Elenor war niedergeschmettert, sie sah die letzte Würde sinken vom ergrauten Haupte des Vaters. Eine Gräfin Dluski war die Erwählte. Vladimir stutzte bei diesem aus dem Jahre 1832 her berühmten Namen, er erinnerte sich, eine Dluski in Warschau flüchtig auf einem Ball gesehen zu haben, eine echt polnische Schönheit. Sie war ihm damals aufgefallen, sie war aber noch jung, höchstens vierundzwanzig Jahre.

„Des Grafen Kasimir Dluski Tochter, der bei Ostrolenka fiel?“ fragte er.

„Dessen sämtliche Güter eingezogen wurden; des Grafen Kasimir Tochter,“ war die Antwort, „die, von allen Mitteln entblößt, gezwungen ist, eine Gouvernante in Warschau zu machen.“

Elenor horchte auf bei den letzten Worten. Ein Opfer also, diese Dluski, für die der gute Vater tiefes Mitleid empfand, die er, den Feinden zum Troste, die sich wohl freuen ihres Leides, zu sich erhebt — o, wie sie ihn verkannte, den Elenor. — Mit offenen Armen wollte sie die neue Mutter empfangen, die ihr jetzt heilig war — eine Märtyrerin für das Zauberwort „Oyczyzna“.

Vladimir dachte anders. Die berauschende Erscheinung der Gräfin stand jetzt plötzlich klar vor ihm wie damals in Warschau. Er erinnerte sich noch wohl des seltsam fremden, fast schmerzenden Gefühls, das er unter ihrem Blicke empfand. Diese Dluski heiratete man nicht aus Mitleid — das war ihm klar, und das jugendliche Feuer im Antlitz Minstlys, die Unruhe in seinem sonst so gemessenen Wesen enthob ihn des letzten Zweifels. Die Hochzeit sollte in den nächsten Monaten stattfinden, ganz im stillen. Ein halbes Jahr darauf, im ersten Frühjahr, sollten die jungen Leute folgen, bis dahin war auch Schloß Trepan Elenors würdig hergerichtet.

Auf der breiten Terrasse, die Schloß Estrup umgab, unter einer Gruppe stattlicher Orangenbäume, die mit ihren etwas verkümmerten, aber immer noch verlockend aus dem dunklen Laub hervorlugenden Früchten, ihrem glänzenden weichen Laube scharf abstachen gegen die rings sich stolz erhebenden uralten Eichen, in denen schon spärliches herbstliches Laub zitterte, sah eine junge Dame in ein Buch vertieft. Um das jugendliche, sanft gebräunte Antlitz gaukelte der Schatten der leise sich bewegenden flüsternden Orangenblätter. Plötzlich der Abendwind wühlte in dem schweren geflochtenen schwarzen Haar und wirbelte immer wieder losgelöste Strähnen in die zart geröteten Wangen zum offensbaren Verdruss der Schönen, die mit einer ärgerlichen Bewegung dieselben wieder zurückstreckte. Da sah sie plötzlich aus dem Buche auf und lauschte in die Ferne, sich halb aus ihrer nachlässigen Stellung erhebend. In solchen Augenblicken malte sich eine auffallende Unruhe in dem Antlitz, und das graue Windspiel zu ihren Füßen sah mit einer stummen Frage in dem schönen Auge auf seine Herrin; dann fiel sie wieder in die frühere nachlässige Stellung zurück, doch das Auge glitt über das Buch hinweg und blickte träumerisch zu Boden, die Lektüre schien sie nicht besonders fesseln zu können.

Vom Schlosse her ertönten Hammerschläge, eine raube, befehlende Männerstimme, die Sonne senkte sich schon in den herbstlichen Buchenwald, in die knorrigen Eichen, die ein intensives rotes Licht umjitterte, kühle Nebel erhoben sich schwadenförmig aus dem nassen Grund.

Die Dame fröstelte, sie zog den Baschkil enger um den Hals. Da knirschte der Sand hinter ihr, eine große Dogge sprang mit freudiger Bewegung auf sie zu.

„Vierke, schöne Vierke, warum bist Du nur so traurig?“ klang es singenden Tons hinter ihr.

Sie warf, freudig errötend, das Buch weg und wandte sich rasch um.

„Kommen Sie, Vladimir?“ fragte sie, die Hand auf das Herz pressend, mit stoßender Stimme.

„Nichts in Sicht,“ entgegnete der angeredete junge Mann, eine vornehme, kraftstrotzende Erscheinung im Reitlestüm. „Gott sei Dank! Der alte Brandmann ist unglücklich, wenn nicht die letzte Guirlande aufgehängt ist, bevor sie kommen, — er wettet sich heiser. Du mußt ihm einige

anerkennde Worte sagen. Er glaubt das alte Estrup wieder jung gemacht zu haben, die treue Seele, mit seinen Tannenzweigen und alten Fährten. — Doch warum so ernst, so beklommen, Elenor? Jetzt kommt sie ja, die Langerwartete, das schöne Opfer, wie Du sie nennst. Ja, schön ist sie, verlasse Dich darauf. Dein Vater hat keinen schlechten Geschmack. Eigentümlich, je näher sie uns kommt, desto deutlicher steht ihr Bild vor mir, das ich doch nur einmal flüchtig gesehen und schon längst vergessen hatte. — Bist Du denn nicht ein wenig eifersüchtig, Elenor?“

Er lachte hell auf, daß die schneeweißen Zähne unter dem kühn gedrehten schwarzen Schnurrbart hervorleuchteten. „Ob es das ist, ich weiß es nicht. — Aber — ich bin so unruhig, so bedrückt — die Erwartung wohl.“

Sie nahm den ihr angebotenen Arm und schritt mit dem jungen Mann dem Schloßthore zu. Die Dogge machte plumpe, zärtliche Sprünge um das sich schlängelmäßig schmiegende Windspiel.

„Ein großes schwarzes Auge, ernst, melancholisch — nicht wahr?“ fragte plötzlich Elenor. „So denke ich sie mir.“

„Natürlich! — Das trauernde Polen!“ entgegnete lachend Vladimir. „Ich sah sie anders. Eine Granatblüte — eine Russalka würden sie Deine Freunde, die Russen, nennen, die die Männer in die Tiefe zieht, eine —“

„Still — Böser!“

Ihre kleine Hand verschloß seinen Mund. Er drückte einen Kuß darauf.

„Du machst mich nicht irre. Mir ist sie heilig durch ihr Unglück, wenn sie es mir nicht als eine zweite Mutter wäre. Wie freue ich mich, endlich einmal nach so langer Zeit wieder ein weibliches Herz zu besitzen — eine Freundin! Gewiß, das wird sie mir sein. Ein Mädchen unter lauter Männern ist ein armes Ding.“

„Auch wenn sie liebt?“ fragte der junge Mann.

„Auch dann. Ihr versteht uns doch alle nicht ganz — auch die Besten nicht — und auch wir haben Winkelchen im Herzen, die wir nur unsersgleichen öffnen.“

„Du auch? Du? Elenor? Geheimnisse,“ — der junge Mann blieb stehen und sah ihr liebevoll ins Auge — „die ich nicht wissen darf? Eine kleine Verschwörung der Frauen vielleicht? Elenor, hüte Dich! Ich sehe besser als ein russischer Spion.“ Er drohte lachend mit der Reitpeitsche. „Dann wehe euch, Dir und der Russalka! Wir lassen uns das Verschwören nicht nehmen, wir Männer.“

Unter dessen waren sie vor dem Portale angelangt.

Tannenzweigguirlanden zogen sich von Fenster zu Fenster, von Bändern in polnischen Farben gehalten, Eichenlaub umwand das steinerne Wappen, oben am Dache wehte die Standarte der Minstlys, ein roter Drache auf weißem Grunde.

Das düstere Gebäude in dem frischen, lebendigen Schmuck der Natur glich einem bekränzten Greis. — Das grämliche Alter grinst noch ärger wie sonst unter den grünen Gewinden hervor. Die Einfahrt war mit Blumen bestreut.

Heißlich gekleidete Landleute standen umher.

Der alte Brandmann, der Förster, fluchte und witterte, weil die Leitern und Gerüste nicht schnell genug entfernt wurden. Jetzt erblickte er das junge Paar und zog ehrfurchtsvoll die Mütze von dem schneeweißen Haupte.

„Wunderschön, Brandmann! Papa wird eine große Freude haben,“ sprach ihn Elenor an.

„Glauben Sie wirklich, daß es ihn freut?“ Sein Blick ruhte voll inniger Liebe und Ergebung auf der jungen Gräfin. „Ich meine immer, der Herr Graf wird jetzt kein Auge mehr haben für solche Dinge.“

„Ja, ja, Alter, jetzt heißt es eine Zeit lang allein auf die Birke gehen und den Rapport abfärzen. Hirsch und Sauen haben jetzt ausgespielt auf Estrup,“ fügte Vladimir lachend bei.

Der Alte nickte betrübt mit dem Kopfe und strich den weißen Bart.

„Ich glaub's nicht ganz, Herr Graf. Was ein echter Weidmann ist, den kann — die — die Liebe nicht ganz — ganz —“

„Verderben, meinst Du, Brandmann!“ vollendete Vladimir die zögernde Rede.

„Ja, verderben! Verzeihen Sie, Comtesse, ich kann's nicht anders sagen. Wenn man's ein Menschenalter hindurch zusammen treibt, das Handwerk, wie ich und der Herr Graf, bei Sturm und Wetter, in Freud und Leid — wenn man grau geworden ist, in dem Gewand — dann — dann denkt man halt so! — Nicht mehr auf die Jagd, der Herr Graf mit seinem Brandmann — nein — das ist nicht möglich! — Mag sie noch so schön sein und gut — nicht wahr, Comtesse Elenor — das ist nicht möglich?“

Es lag eine innige Bitte in dieser Frage, und Elenor liebte den Alten, den treuen Gespielen ihrer Jugend.

„Ich werde ihn schon erinnern an seinen Wald und an Dich. Verlasse Dich darauf. — Vielleicht jagt die neue Herrin mit. Aber das paßt Dir wohl auch nicht — eine Dame auf der Jagd! Galanterie ist nun einmal Deine schwache Seite. Papa allein mit den langen

*) Stichwort aller polnischen Aufstände — Vaterland, Heimat.

Stiefeln, dem Fuchspelz — wenn er aussteht wie ein Tatar — Tag und Nacht draußen bei Wind und Wetter — das ist Dein Geschick. Nicht wahr?"

Der Alte lachte mit dem ganzen Gesichte.

"Ja, ja, das wär's! Aber damit ist's wohl vorbei — wenn's ihm nur gut thut, dem Herrn Grafen, das ist alles, was ich wünsche."

"Ich auch, Brandmann," sagte Wladimir, ihn auf die Schulter klopfend.

Der Förster nickte ernst besorgt mit dem Kopfe.

In dem Augenblick stürmte ein Junge daher, die Mütze schwenkend.

"Sie kommen! Sie kommen durch den Kalusciner Wald her!"

Elenor zuckte zusammen und klammerte sich fest an Wladimir. Der Alte strich seinen Schnurrbart zurecht, bürstete mit der Hand an seinem Rock und stellte sich jetzt schon in militärische Postur.

Man sah von dem Portale aus weit die lehmige Straße entlang, die, ein fahlgelber Streif, kerkengerade den dunklen Forst durchschnitt. Vier Pferde rasten über Stock und Stein, den tolle Sprünge machenden leichten Wagen hinter sich; daher, zwei große zottige Wolfshunde sprangen bellend daneben.

Es war eine wilde, lärmende Jagd. Die Schellen erklangen, die Peitsche knallte, die vier Pferdeköpfe mit flatternden Mähnen wogten durcheinander. Jetzt verschwand alles zwischen den Häusern des Dorfes unter betäubendem Lärm, unzähligen bellenden Hunden, grunzenden Schweinen. — Jetzt raselte es durch den Park, die Landleute schwangen schon die Mützen dem Herrn entgegen; mit gewandtem Ruck warf der Kutscher das Biergeschloß herum, daß der Wagen gerade vor dem Portale hielt.

Brandmann eilte herbei, die Decke zu lösen und dem Grafen herabzuhelfen, der schon von weitem den jungen Leuten zunickte. Doch ehe Wladimir dazu kam, der jungen Frau des Grafen behilflich zu sein, sprang diese schon gewandt auf den Boden, eilte auf Elenor zu und schloß sie in ihre Arme.

Diese sah nichts mehr, sie fühlte nur den heißen Kuß, den festen Druck der kleinen Hand, dann warf sie sich laut schluchzend, ganz hingerissen vom Gefühl des Augenblicks, in die Arme des Vaters, an dessen mächtiger Brust die zarte Gestalt fast verschwand.

Wladimir war in peinlicher Lage. Graf Minsky fand wohl jetzt keine Zeit, ihn vorzustellen, er mußte es selbst thun.

"Graf Wladimir Torflet!" trat er vor die in einen kostbaren Pelz gehüllte Gräfin.

Sie reichte ihm mit Herzlichkeit die Hand, die er küßte. Als er sich aufrichtete, sah sie ihn forschend an.

"Sahen wir uns nicht vorigen Winter bei Turnos in Warschau, Graf Wladimir?"

"Sie erinnern sich noch, Gräfin? Es war ein flüchtiger Moment," erwiderte Wladimir, zu seinem Aerger erröthend.

Wieder richtete sich das große Auge der Gräfin so beunruhigend auf ihn.

"Haben Sie sich denn nicht erinnert?" fragte sie lächelnd.

"Ich? Sie scherzen, Gräfin! Eine gefeierte Dame und ein junger, unerfahrener Student?"

"Gefeierte Dame? — Eine Gouvernante!" erwiderte sie in etwas herbem Tone, "das paßt schon besser."

"Eben weil Gouvernante, so gefeiert!" bemerkte galant Wladimir.

"Die gefeierte Märtyrerin, nicht wahr? — O, ich hatte sie satt, diese Rolle."

"Sie ist jetzt ausgespielt — Gräfin Minsky," entgegnete Wladimir.

"Hoffentlich!" sagte sie. Ihr Blick schweifte hinüber zu ihrem Gatten, der mit Elenor wohl gar nicht fertig wurde.

Wladimir folgte unwillkürlich diesem Blick.

Minsky war eine stattliche Erscheinung, nur das weiße Haar, das unter der Mütze hervorguckte, zeugte von den hohen Jahren. Beide sahen jetzt darauf — Wladimir und die Gräfin, und beide fühlten, daß sie errötheten, als sich ihre Blicke wieder trafen. Jetzt eilte der Graf Wladimir zu.

"Entschuldige, mein Junge! — O, ihr seid ja schon bekannt. Meine Marciana — willkommen auf Estrup!"

Er umarmte und küßte sie auf die Stirne. Sein weißer Bart mischte sich mit ihrem schwarzen Haar. Wladimir konnte sich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren. "Der Unterschied ist doch zu groß," dachte er sich.

Man ging in das Schloß. Elenor und Marciana voraus, dann Minsky und Wladimir. Brandmann machte eine tiefe Verbeugung, als Marciana vorbeiging; sie nickte kaum.

"Der alte Brandmann, von dem ich Dir schon oft erzählt," rief ihr Minsky zu. Sie nickte noch einmal, ebenso nachlässig. Elenor machte sie auf die Dekoration des Schlosses aufmerksam, sie warf einen flüchtigen Blick darauf und ging weiter. Minsky hielt viel auf den Förster, er war grau geworden mit ihm, es entging ihm nicht die aufsteigende Röthe im Gesichte Brandmanns. Er

sprach sein Lob aus über den Schmutz des Hauses und befahl ihm, morgen früh zum Rapport zu kommen betreffs der Herbstjagd; er wollte dem treuen Diener etwas Angenehmes sagen.

Im Hofe stand die Dienerschaft zum Empfang. Der Graf sprach mit jedem ein paar Worte. Marciana drängte Elenor vorwärts, sie war sehr stolz oder sehr zerstreut.

Elenor war entzückt von Marciana. Sie hatte sich schon lange gehehrt nach einem weiblichen Herzen, dem sie ihr überfülltes Innere ausschütten könnte. Die natürliche Scheu vor der neuen Mutter war bald überwunden, sie hatte auch zu jung die wirkliche verloren, um den Namen ganz und voll würdigen zu können, und andererseits war Marciana so jung, daß sie in derselben mehr eine Freundin sah.

Marciana war ein Vollblutweib, voll Kraft der Leidenschaft und des Empfindens, auch sie schloß sich auffallend rasch und innig an das junge Mädchen an, sie vergaß darüber sogar ihre Stellung zu Elenor, es war, als suche sie Schutz und Hilfe bei ihr.

Elenor führte sie in ihrem neuen Heim umher, und wie es nicht anders kommen konnte, verfiel sie bald auf ihr Verhältnis zu Wladimir, das sie so ganz ausfüllte. Marciana mußte alles mit anhören, die ganze Jugend der beiden, ihr ganzes junges Glück — wie ein lang verhaltener Strom quoll es heraus.

"Noch ein halbes Jahr, und ich ziehe in Trepan ein, wie Du heute hier; dann mußt Du alle Tage hinüberkommen, es ist nur eine Stunde zum Fahren. — Wie gefällt Dir Wladimir?" unterbrach sie ihre Erzählung.

"Ein schöner, liebenswürdiger Mann! Im übrigen muß ich mich auf Dich und Deinen Vater verlassen, die mir nur Gutes über ihn erzählen. Ich kann es mir denken, daß Du Dich glücklich fühlst als seine Braut."

"Nicht wahr? O, Du weißt es ja am besten, wie einem da zu Mute ist, Du hast es ja selbst erst durchgemacht. — Gott, wenn ich mit Wladimir einmal so durch die Welt reise — nach Paris — nach Italien — wie Du eben mit dem Vater! — Wart ihr recht froh? — Du liebst ihn gewiß auch recht? — O, er ist ja so gut, so edel! — Nicht wahr, Du liebst ihn recht — wie ich den Wladimir?"

Marciana berührte die Frage peinlich, es schien ihr, sie passe sich nicht von der Tochter zur Mutter. Sie schlug einen weniger vertraulichen, fast vorwurfsvollen Ton an:

"Kind, wie kannst Du das vergleichen! Ich verehere in dem Vater den besten, edelsten Mann; über euren Liebesfrühling sind wir beide längst hinaus. Uns führten ernstere Dinge zusammen, als bloßes Liebesgetändel."

"O, sei mir nicht böse, Marciana!" bat Elenor.

"Ich bin eben ein unvernünftiges Mädchen. Ich weiß ja, wie unendlich erhaben Du über mir stehst, daß Du ein heiliges Opfer bist unseres unglücklichen Vaterlandes, zu heilig für eine so kindische Leidenschaft, wie ich sie hege. Du hast andere Dinge zu denken und Du wirst sie mir auch alle noch anvertrauen, wenn Du mich einmal näher kennst — aber siehst Du, ich bin so unendlich glücklich in meiner Liebe, daß ich glaube, Du müßtest auch Dein ganzes Glück darin suchen, als wenn es nichts Höheres gäbe. Verzeih, Marciana — Deinem Kind!"

Die Gräfin war sichtlich beunruhigt, der Ausdruck, mit dem sie Elenor betrachtete, war schwer zu durchschauen, und das Lächeln, das auf ihren Lippen erschien, konnte auch die Resignation des Schmerzes gezogen haben. Plötzlich ergriff sie das Mädchen beim Kopf und drückte einen innigen Kuß auf ihre Wangen.

"Genieße nur das Glück von ganzem Herzen, Elenor. Jetzt — zu den Herren! Estrup werde ich noch genügend kennen lernen."

Im altentümlichen Speisesaal saßen die beiden Herren in eifrigem Gespräch. Die Dunkelheit war schon angebrochen, ein Diener zündete eben die Lampen an. Blitzen, vielgestaltige Waffen, Geweihe, riesige El- und Eberköpfe bedeckten die eichengebohlten Wände und warfen jetzt ihre langen Schatten. Am Tisch stand das Diner bereit.

Graf Minsky ging elastischen Schrittes seiner jungen Frau entgegen.

"Schon etwas umgesehen im Schloß? Bei Sonnenlicht sieht es schon etwas freundlicher aus. Die Nacht macht alles düster. Da mußt Du Dir einmal das Trepan von Wladimir ansehen, da ist Estrup noch heiter dagegen, nun, jetzt wird es etwas aufgestuft für das Taubenpärchen, das bald angeflogen kommt — thut's leicht für solch lojes Volk."

Wir wollen gleich morgen Elenors künftiges Haus besuchen — wenn wir nicht lästig fallen, Graf Torflet."

Wladimir war verlegen, dieser rasche Besuch kam ihm unerwartet. Er stotterte eine unbeholfene Redensart, wie glücklich ihn dieser Besuch mache. Marciana ergötzte sich im stillen an seiner Verwirrung und bestand erst recht auf der Partie.

Bei dem Diner kam das Gespräch natürlich auf die Politik. Marciana war wie umgewandelt, ihre vornehme Zurückhaltung, besonders Wladimir gegenüber, fiel jetzt. Ihre Wangen glühten, ihre Augen flammten, unbezähm-

barer alter Haß sprach aus jedem Worte, wilde Energie, zum Außersten bereit. Was sie dabei einerseits an Weiblichkeit verlor, gewann sie auf der andern durch ihr hinreißendes Feuer. Erschien Wladimir Elenor, mit dem schmerzlich sehnüchtigen Zug um den Mund, oft als das Sinnbild des Leidenden, ewig hoffenden Vaterlandes, so jetzt Marcianas hinreißende Glut als das Sinnbild des kämpfenden, nimmer rastenden! Er fühlte es, wie man sich in den Tod stürzen könnte, rücksichtslos angefeuert von solchen Lippen, unter solchem Augensprühen. Bald flüsterte sie von den geheimnisvollen Verbindungen, die das ganze Land schon wie ein Netz durchziehen, von dem „jungen Sarmation“, den „echten Söhnen des Vaterlandes“, wie sie sich nannten; bald riß sie der Gegenstand fort und sie schwärmte von einem Niesenaufstande aller Polen, im geheimen glimme es schon allenthalben; der Adel müsse auf alle seine Traditionen und Vorurteile verzichten und dem demokratischen Zug folgen, den die neue Bewegung annehme. Was seien altererbte Titel, Reichtümer, genossen in der Knechtschaft! Lieber einfache Bettler und Polen — und frei! Elenor weinte vor innerer Begeisterung, die Männer ballten die Fäuste und blickten bleich, mit finsternen Blicken, auf die schöne Patriotin. Es war ihnen, als kirschten die Waffen an den Wänden, als flammten schon die Feuerzeichen über den Wäldern.

Wladimir rückte immer mehr heraus mit seinen bis jetzt wohl verwahrten Geheimnissen; jetzt ging ja ein anderer, stürmischer Wind auf Estrup. Er gehörte selbst einer geheimen Verbindung an, er stand in Beziehung mit Gesinnungsgenossen in Galizien. Das ganze zerrissene Polen soll sich an einem Tag erheben, ein Volk von zwanzig Millionen! Ein einziges Volk, das bereit ist, alle Unterschiede des Standes, der Geburt, die ein Jahrtausend gegründet, auszulöschen, um einzig zu sein, ein Volk von Brüdern zu sein in der Stunde der Entscheidung. In dem grundbesitzenden Adel mit seinen Bauern beruhe die ganze Stärke des Landes.

Der alte Graf bebte in seinem Innern, er ahnte nicht, daß die Bewegung schon so weit vorgeschritten, daß Wladimir mitten darin stehe, er dachte an die unglücklichen Opfer der Jahre 1832 und 1846, die nach Hunderten in den Bergwerken Sibiriens schmachteten. Die Angst um sein Land, um seine Elenor dämpfte seine Begeisterung, der außerdem schon die mächtige Triebkraft der Jugend fehlte. Er machte Einwände, warnte, mahnte zur Ruhe und Besonnenheit.

Marciana aber hing an Wladimirs Mund, sie sah immer nach ihm, dem gleichgesinnten Genossen, sie überhörte darüber ganz die warnenden Worte ihres bedächtigen Gemahls.

Wladimir sah in diesem Augenblick nur sie, die Strahlen ihrer Augen kreuzten sich wie Degenstüben, ihre beiderseitige Leidenschaft ballte sich zu einer elektrischen Wolke, die alles um sie her verhielte, aus der Funke auf Funke übersprang. Es galt ja nur dem Vaterlande, dieses Wangenglühen, diese Feuerblicke. Elenor glühte ja selbst, nur daß bei ihr die Schwüle ihrer erregten Seele als milder Thänenregen sich niederschlug, wie hätte sie es Wladimir verargen können.

Graf Minsky war ermattet von der Reise. Ein aufregendes Gespräch, das die Jugend aufstachelte zu verdoppeltem Leben, ermüdet das Alter; er nickte plötzlich ein.

Marciana brach ab und ließ ihren Blick von ihrem Gatten auf Wladimir hinüberstreichen, der ihn gierig aufging; ihre Brust hob sich erregt.

Wir wollen aufbrechen. Graf Minsky ist müde von der Reise," sagte sie dann plötzlich aufstehend. — "Morgen mehr davon in Trepan, Wladimir — Graf Wladimir!" verbesserte sie sich.

Minsky fuhr aus seinem Halbschlummer auf und war erstaunt über den Ausbruch; er schämte sich sichtlich der gezeigten Schwäche.

Marciana kam ihm mit seinem Takt entgegen, sie sei auch müde von der Reise und sehne sich nach Ruhe.

Minsky forderte Wladimir auf, doch in Estrup zu übernachten, es sei ja schon zu spät zum Heimritt, doch dieser lehnte dankend ab, er müsse sein Junggesellenhauswesen doch etwas vorbereiten für den Empfang der morgigen Gäste.

Man brach auf. Wladimir nahm besonders zärtlichen Abschied von seiner Braut, es war, als ob die Erregung noch nachzitterte in seinem Innern. Um so förmlicher empfahl er sich bei Marciana. Wenn je sich Elenor einen Augenblick beunruhigt haben sollte, jetzt sah sie es deutlich, daß ihr voriges gemeinsames Aufkommen nur Polen gegolten hatte, der großen Idee, von der ja auch sie durchdrungen.

Wladimir ging in den Stall und ließ sein Pferd satteln. Brandmann, der in einem Nebengebäude wohnte, ging ihm nach.

"Heute noch nach Trepan, Herr Graf? 's ist eine dunkle Nacht!" fragte er ihn.

"Muß sein," entgegnete dieser, die Gurten prüfend. "Der Graf kommt morgen mit seiner Frau — Du glaubst nicht, wie es bei mir aussieht. Die alte Mona wird immer fauler, 's ist höchste Zeit, daß eine Frau kommt."

"Der Graf und die Gräfin? — Das geht alles rasch,"



Zigeunerkönigin. Gemälde von H. Eichel. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. (S. 7.)



Der unerwartete Besuch. Gemälde von Josef Ringl. (S. 10.)

erwiderte Brandmann. „Morgen schon? Eine stolze Frau, die Gräfin!“

„Stolz, meinst Du? — Schön — aber stolz, das finde ich nicht.“

„Gegen Sie nicht, das glaube ich,“ sagte, herb lachend, Brandmann. „Morgen schon nach Trepan, das ist gar nicht stolz.“

„Dir gefällt sie nicht besonders, Alter, mit kannst Du es ja sagen,“ meinte der Graf.

„Gefallen? Sie gefiele mir überall, nur nicht in Estrup.“

„Warum nicht in Estrup?“

„Weil — weil — zu viel Schnee liegt in Estrup für die Feuerlinie.“ Er strich sich den weißen Bart. „Schnee, nichts als Schnee, wohin Sie blicken, erst wenn Gräfin Elenor fort ist.“

„Pah! Da habe keine Sorge, Alter. In dieser schönen Brust brennt nur ein Feuer, das in uns allen brennt, und das verlißt auch der Schnee nicht.“ Er hatte sich auf den trippelnden Knappen geschwungen und gab ihm die Sporen. „Oyczyzna!“ Er sprengte davon in den Park.

Kopfschüttelnd sah ihm Brandmann nach — er kannte das furchtbare Wort, er wußte, was es galt, wenn es durch das Land tönte von Mund zu Mund, wenn es so schöne Lippen sprechen, wie die der Gräfin Marciana Minskys.

Es war stockfinstere Nacht, ein immer mehr anschwellender Wind stieß in die Wipfel der Bäume. Er wandte sich noch einmal um, die Umrisse des Schlosses waren kaum sichtbar, nur im rechten Flügel brannte ein rotes Licht, es waren die Gemächer der Gräfin — der Feuerlinie, wie sie der alte Brandmann nannte. Es kam ihm vor, als kämen die auf ihn herabschießenden Strahlenbündel aus ihren Augen selbst — lange hielt er den ungestümen Knappen.

„Wahnsinn!“ sagte er dann plötzlich zu sich selbst. „Wir Polen sind einmal so! — Es war nichts anderes, als das Zauberswort „Oyczyzna“, das mein Blut so rollen gemacht!“, riß den Hengst herum und verschwand im rauschenden Walde.

II.

Des andern Tages hielt die Gräfin Wort. Sie kam nach Trepan mit Elenor, der Graf befand sich nicht wohl. Wladimir erwartete sie schon vormittags in größter Aufregung, über die er sich selbst ärgerte: die alte Alona erinnerte sich nicht, ihn je so gesehen zu haben. Sie war Wladimirs Alme. Ihr derbstöchliches Aeußere, ihr schlechtes Polnisch verriet sofort ihre russische Abstammung. Vierzigjährige treue Dienste im Hause des Grafen Torfker hatten sie in den Augen der Landleute gereinigt von diesem Flecken der Geburt, und Alona kannte nur eine Heimat — Trepan, nur einen Herrn — den Grafen Torfker.

Wladimir war von Jugend auf gewohnt, die Alona besser als die übrige Dienerschaft zu behandeln, wußte er doch, mit welcher mütterlicher Liebe sie an ihm hing.

Noch in der Nacht weckte er sie. Sie erschrak zu Tode, als er, atemlos vom schnellen Ritt, bis oben mit Schmutz bespritzt, vor ihr Bett trat.

„Auf, Alona! Ich bekomme morgen Besuch. Hole das ganze lieberliche Volk zusammen und schaffe Ordnung auf Trepan! Wehe euch, wenn ich bis morgen mittag noch eine Spinnweben im Hause entdecke!“

Alona war starr. War der süße Junge verrückt geworden? Was kümmerte sich der sonst um Spinnweben — Ordnung im Hause! Sie rieb sich die Augen, ob sie wache. Als er aber mit dem Fuße stampfte und mit der Reitpeitsche auf die Bettstelle schlug, merkte sie, daß es ernst war.

„Aber, Herzensjunge — mein Herrchen,“ verbesserte sie sich, „was zürst Du so? Es soll ja alles geschehen, was Du befehlst. Was ist Dir denn begegnet? Hat Dich die Russalka geäfft oder ein böser Dämon? Du bist blaß, Wladi, totenblaß. Ich will Dir zuerst einen Thee kochen.“

„Kümmere Dich nicht um mich und thue, was ich Dir sage!“ Klang es rauh.

„Und wer kommt denn morgen, mein Graf?“ fragte die Alte, seine Erregung nicht achtend.

„Die Gräfin Minsky.“

„Die Elenor? Deshalb —“

„Unfönn! Die Elenor! Die alte Gräfin — die Gräfin Marciana,“ entgegnete ärgerlich Wladimir.

„Alte Gräfin? Die Marciana, die gestern gekommen ist? Die ist doch nicht alt!“ fragte unbeirrt Alona.

„Herrgott! Wer sagt die alte? Freilich ist sie nicht alt — blutjung sogar. Die Frau des Grafen meine ich aber — verstehst Du mich?“

Wladimir war ganz verwirrt. Alona sah ihn mit einem eigentümlichen Blicke an.

„So, die — die Marciana Minsky, die soll ja so schön sein — viel schöner wie Gräfin Elenor!“

„Wer sagt das?“

„Hm, hab's eben auch gehört. Freut mich für den Grafen, ihren Mann. Ein braver Herr, ein guter Herr,

nur um dreißig Jahre zu alt. 's ist nur gut, daß Gräfin Elenor bald zu uns kommt.“

„Was kümmert Dich das alles? — Daß ich nicht noch einmal kommen muß!“

Wladimir verließ das Zimmer.

„Kommt der Graf mit?“ rief sie ihm noch zu.

„Nein, nur Elenor.“

„Freundinnen, natürlich!“ brummte sie noch mit einem leisen Lachen; sie mußte das letzte Wort haben.

Marciana gefiel es sehr wohl auf Trepan. Der weite Ausblick, den man von hier hatte über offenes Getreideland, das ein hellerglänzendes Klüßchen durchzog, erschien ihr freundlicher, als die vollständige Eingekerkeltheit Estrups. Sie wunderte sich über die große Ordnung und Reinlichkeit im Hause, da doch keine Hausfrau da sei, und hielt Alona gegenüber, welche ihr Wladimir als seine Wirtschafterin vorstellte, mit ihrem Lobe nicht zurück; doch schien das auf die Alte wenig Eindruck zu machen. Sie blieb schweigend, zurückhaltend, Marcianas Scharfblick entging nicht ein gewisser lauernder Zug auf dem breiten Gesichte der Russin — sie äußerte sich darüber Wladimir gegenüber.

„Was habe ich denn eigentlich Abstoßendes an mir für diese Leute, daß sie mir so böseartige Blicke zuwerfen? Ich habe es schon an dem alten Brandmann bemerkt und Ihre Alona macht es ebenso. Sollte sie am Ende ahnen, welchen Geist ich hier erwecke?“ setzte sie leise hinzu.

Wladimir redete es ihr mit einer Schmeichelei aus; die Leute fühlten sich einfach gedrückt, eingeschüchtert durch ihre hebeitsvolle Erscheinung.

Elenor und Marciana waren in der kurzen Zeit Freundinnen geworden; besonders letztere schien ein inniges Bedürfnis zu haben und überschüttete in diesen wenigen Stunden ihres Zusammenseins das junge Mädchen mit vom Herzen kommenden stürmischen Liebesbezeugungen, von welchen daselbe, obnehin schon entzückt, ganz betäubt wurde. Als sie jetzt Marciana vom Schlosse aus am Arme ihres Verlobten durch die Anlagen wandeln sah, beide im eifrigen Gespräche begriffen, ganz ineinander versunken, fühlte sie sich nicht im mindesten unbehaglich dabei, sie fand das gegenseitige warme Interesse ganz natürlich. Sie setzten wohl das gestrige Gespräch fort und entwarfen neue Pläne; was hätte sie dabei gethan? Sie konnte sich nur begeistern, helle Thränen weinen für Polen, aber Pläne schmieden, handeln — dazu fühlte sie nicht den Mut und nicht das Können, und je mehr es ihr fehlte, um so mehr bewunderte sie Marciana. Alona, zu der sie von Jugend auf in einem kindlichen Verhältnis stand — die Alte teilte ihr ganzes Herz nur zwischen zwei Wesen, Wladimir und Elenor — erzählte ihr die nächtliche Scene mit Wladimir und ärgerte sich nicht wenig, als Elenor laut darüber lachte, noch mehr aber über die Aeußerung, es sei nicht mehr als billig, daß Wladi seine künftige Stiefmutter mit aller Ehrerbietung empfangen.

„Und deshalb mußte er mich wecken in der Nacht? Und wie er ausah! Ich sagte ihm, hat Dich eine Russalka gelockt? So blaß, so verwirrt! Bei Gott, ich glaube, sie hat Dich auch schon verzaubert, mein kleines Mädchen! Ja, lache nur! Eine Zauberin ist sie — ich habe sie darum angesehen heute, als sie mit mir sprach — ich machte ein Kreuz vor ihrem Blicke. Mich soll sie nicht kriegen. Ich sag' Dir, Mütterchen, heirate rasch — wenn auch Trepan noch nicht frisch angestrichen. Der Segen der Ehe steht gegen jeden Zauberspruch. — Was hat sie denn immer mit dem Wladimir? Dieses ewige Gewisper und dabei glüht sie wie eine Fackel!“

Alona blickte auf das Paar hinab, das noch immer in eifrigem Gespräch auf und ab ging.

Elenor hatte ihre Freude an der guten, abergläubischen Alten.

„Ja, wenn Du das erst wüßtest!“ sagte sie schelmisch, geheimnisvoll.

„Weißt Du es denn?“

„Natürlich weiß ich es —“

„Und ich darf es wohl nicht wissen?“

„Weil Du Alona Dimitrowna heißt.“

„O, schäme Dich, Mütterchen — mir das! Da sieh her —“ Sie riß ihr rotes Brusttuch auf. Rote Narben kreuzten sich auf der weißen Haut. „Das ist mein einziges Andenken an Rußland. — Ich wollte meinen Bruder nicht erschlagen lassen vom Starosten und trat dazwischen — da ließ er mich auspeitschen. — Uebrigens Du brauchst mir nichts mehr zu sagen! Darüber reden sie also? — Ihr Vater fiel bei Dytrolenka, sie nahmen ihr alles — der seine fiel bei Gleschow — ich weiß es noch heute, wie sie ihn brachten, den guten Herrn, zur seligen Frau — sie verzog keine Miene und fragte nur, ob die Russen geschlagen — darüber reden sie also? — Und was soll es denn nützen? Das Blut erbt es — das ist alles! Elenor — glühen seine Wangen auch so, wenn er mit Dir darüber spricht?“

„Du bist wohl närrisch, Alona? Wo willst Du denn eigentlich hinaus?“

„Du bist noch ein Kind, Mütterchen. Ich bin alt und weiß so manches, ich war in Warschau damals in der „großen Woche“. — Ich sah unbescholtene Mädchen sich in die Arme der Weismützen werfen. — Ich sah ehr-

bare Frauen mit geröteten Wangen und frechen Bewegungen, wie Dirnen, in das Lager hinausschwärmen zu den Befreier. — Ich sah, wie die Begeisterung alles in wildem Taumel mit forttrug — alle Bande löste — wie sie, aus Feuer Augen blickend, die Männer rasend machte. — Nimm Dich in acht davor, Mütterchen — der gute Wladimir, er weiß es ja nicht — Gräfin Marciana ist ein schönes Weib — gefährlich, wenn sie entzündet ist — gleichviel für was —“

Elenor ward nachdenklich, beunruhigt, an diese Möglichkeit hat sie noch nicht gedacht. — Ihre zweite Mutter — das ist ja reiner Wahnsinn! Eben wollte sie, von innerer Angst getrieben, hinunter, da kam Wladimir ihr entgegen, sie zu holen. Er war herzlicher, liebevoller als sonst.

„Warum ziehst Du Dich denn immer zurück, mein Lieb? Oder hat Dich Alona wieder angeplaudert mit allen möglichen Schauer Geschichten?“

Elenor warf Alona einen triumphirenden Blick zu.

„Sie hat mir von der „großen Woche“ erzählt,“ fügte sie lächelnd bei, „wo schöne Polinnen mit dem Feuer ihrer Augen die Männer in Kampf und Tod trieben.“

„Natürlich war Zauberei dabei, Alona, nicht wahr?“ fragte lachend Wladimir die Alte.

„Dieselbe, die Euch an mein Bett getrieben heute nacht, so bleich, so abgehebt,“ flüsterte Alona ihm ins Ohr, so daß es die entferntere Elenor nicht hören konnte.

Wladimir stieg das Blut in die Wangen, er lachte wie gezwungen auf und folgte seiner Braut.

Man entwarf jetzt Pläne für die nächste Zeit, wie man den langen Winter zusammen verbringen wollte. — Partien zu Pferde, Jagden, Schlittenfahrten wurden ausgemacht. Marciana vergaß in ihrer Lebhaftigkeit ganz, daß Graf Minsky das schwerlich alles mitmachen könne.

Es dunkelte schon, als die beiden Damen nach Estrup fuhren. Marciana war schweigsamer als sonst und gab nur kurze Antworten. Elenor mußte trotz ihres Widerstrebens an die Warnung Alonas denken.

Der Verkehr zwischen Trepan und Estrup war von nun an ein sehr reger. Der alte Brandmann versöhnte sich bald mit der neuen Herrin, nachdem er eingesehen, daß sie den Grafen nicht von der edlen Jagerei abhalte. Graf Minsky blieb noch, wie früher, tagelang mit ihm aus, als habe er kein junges, schönes Weib daheim — und dieses schien sich, wider Erwarten, trotzdem in dem einsamen Estrup ganz wohl zu befinden. — Nur Wladimir wurde auffallend ernst und verschlossen, er sah bleich aus und ein ungesundes Feuer brannte in seinen Augen. Oft blieb er einen Tag aus, den nächsten holten ihn Elenor und Marciana. Oft waren sie nicht im Stande, ihn seiner ernsten Stimmung zu entreißen, und entfernten sich wieder, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, — da kam er plötzlich nachgeritten, entschuldigte sich, es gehe ihm so viel im Kopfe herum, und stürzte sich mit absichtlicher Hast in die Unterhaltung — oft war er überhaupt nicht zu finden; er befand sich dann wohl im Forste oder auf geheimen Wegen. — Das machte alles das Zauberswort „Oyczyzna!“ Das lag wie glühende Kohlen auf dem Haupte eines jeden Polen und trieb ihn rastlos umher.

Marciana sah wohl selbst die verheerende Wirkung — das Feuer, das sie in dieser Jünglingsbrust gekürt, — sie sprach kein Wort mehr von Politik und hielt sich auch von Trepan ferne.

Von der Hochzeit wurde jetzt, wo die Zeit immer mehr heranrückte, immer weniger gesprochen; besonders in der Gegenwart Marcianas brach man sofort ab, wenn darauf die Rede kam; und auch diese sprach mit Elenor selten davon, obwohl sie doch wissen mußte, daß einem jungen Mädchen das das liebste Gespräch sein mußte.

Elenor, in der der Same der Eifersucht, den Alona gestreut, trotz ihrer Arglosigkeit aufgegangen war, konnte oft einen prüfenden Blick auf die beiden sich nicht verlagern, aber jedesmal mußte sie sich dessen schämen. Offenbar war es nur der Erguß ihrer leidenschaftlichen patriotischen Gefühle, der sie so erregt machte und in den Augen der gewöhnlichen Leute verdächtigen mußte; jetzt verkehrten sie sogar kühler mit einander, als ihr erwünscht war, besonders Marciana stellte sich jetzt, trotz des täglichen Verkehrs, auf den rein conventionellen Standpunkt ihrem Bräutigam gegenüber; der Gedanke, die Gräfin könne in ihrem Innersten gelesen haben, war ihr fürchterlich; sie suchte durch doppelt innige Liebe das wieder gut zu machen.

Graf Minsky fühlte sich glücklich, daß seine Befürchtungen, Marciana möge in Estrup die freuden Warschau vermissen, nicht eintreten, und überließ sich wieder ganz seiner Jagdleidenschaft, die — er liebte eben mit der Liebe eines Hundstehjährlings — seiner Leidenschaft zu Marciana zum mindesten gleichkam. Wenn er heimkam, nach manchen Beschwerden noch frisches Leben in den Adern fühlend, war ihm der Anblick des schönen, jugendlichen Weibes eine Lust, eine neue Lebensquelle; dann stieg in ihm ein Gefühl heiliger Empfindungskraft auf — das ihm Liebe schien im Dämmerlicht seiner hohen Jahre. Die Freude über diese am Lebensabend noch erhaschten Genüsse rötete die Wangen des Greises, entzündete noch einmal jugendliches Feuer in seinem Blicke — wie der Anblick des Goldes in dem des sterbenden Geizhalses — nicht die Ueberfülle des Lebens, die wild schäumende Urkraft der Natur.

Mona beobachtete scharf ihren Herrn. Das war nicht Polens Geschick, das ihm die Wangen rötete, das seine stolze Jugend brach — das entflammte ein junges Polenherz, dachte die Erfahrene, spannt nur seine Sehnen — das Zauberweib war es, die Marciana! Sie hatte es in der ersten Nacht in seinem verstörten Gesicht gelesen, als er vor ihr Bett getreten, daß ein böser Blick ihn getroffen. Und jetzt kämpfte in seinem Innern die reine, treue Liebe zu Elenor, ihrem Liebling, mit dem Höllegeist verbroderlicher, alle Kraft blinder Leidenschaft. — Wie es retten, das liebe Ebnchen? Sie zerbrach sich vergeblich den alten, treuen Kopf. Ihn selbst mahnen an seine Pflicht — das ging nicht — er hätte sie gar nicht zu Worte kommen lassen, die Dienerin. — Dem Grafen Winsky alles verraten, ehe es zu spät? Der alte Hitzkopf würde in seiner Eifersucht alles verderben. — Halt! Der Brandmann, das war der Rechte, sie kannte ihn gut, er war der Vertraute beider, Wladimirs und des alten Grafen, der wußte vielleicht Rat. — Ihr Beschluß stand fest.

Durch den Kalusiner Wald, der sich zwischen Trepan und Estrup ausdehnte, lag Cyrill Bogdans Mühle, früher Leibeigenthum des Grafen Winsky; die klaren Wellen der Mueca trieben das riesige, moosüberzogene Rad um, an das die alte, halberfallene, niedere Hütte nur angehängt schien. Cyrills Alter war unberechenbar, es hieß, sein Vater habe bei der Geburt Cyrills von seinem Herrn, dem Grafen Winsky, ein neues Rad bekommen für die „neue Seele“, das war das moosüberzogene schwarze Rad, das die Mühle noch immer trieb. — Er soll schon mit dem großen Kosciuszko gekämpft haben, ging die Sage; so viel aber war gewiß, daß die Mühle Bogdans von jeher ein Schlupfwinkel und ein Sammelplatz der Unzufriedenen war, besonders in dem letzten Aufstand hatte sie eine große Rolle gespielt.

Elenor machte oft einen Spazierritt hieher, brachte dem halbtauben Cyrill, der noch immer allein sein spärliches Geschäft versah, — über ein halbes Jahr war ja Winter, da stand das alte Rad Cyrills still und beide träumten von längst vergangenen Zeiten — irgend eine kleine Gabe und ließ sich von der „großen“ Zeit erzählen.

Marciana, in ihrer leicht beweglichen Phantasie, machte die Mühle, deren romantische Lage noch das übrige that, bald zu ihrem Lieblingsausfluge. Dann konnte Cyrill nicht genug erzählen von geheimen Anschlägen und Versammlungen, zu denen man von allen Seiten herbeieilte, von abenteuerlichen Kämpfen und homerischen Heldenthaten. Cyrill erzählte gerne der schönen Herrin, und wenn sie Andeutungen machte, daß diese Zeit bald wieder kommen könnte mit besserem Erfolg, da schimmerten die halb erblindeten grauen Augen und auf die blutleeren, eingefallenen Lippen drängte sich noch einmal das Wort „Oyczyzna“. — Ja, im stillen dachte sie schon daran, wie sie selbst der Geschichte der alten Mühle Cyrills ein neues Ruhmesblatt beifügen wolle im künftigen Aufstande, dessen leises, ahnungsvolles Zittern bereits durch das ganze Land ging. Von ihrem Manne war nicht mehr viel zu hoffen in dieser Beziehung, sie hatte ihn schon öfter ausgehört, ihm fehlte eben alles, was dazu nötig war — die Begeisterung der Jugend. Und doch wird die eiserne Notwendigkeit plötzlich herantreten, die ganze Landschaft weit und breit war abhängig von der Haltung des spärlichen Großgrundbesitzenden Wels.

War sie denn allein der Bewegung gewachsen — ein Weib! — So kühn sie war, sie suchte nach einem Mann. — Graf Winsky?! — Der Stein gab keinen Funken, so oft sie auch daran schlug. — Wladimir?! — Tausend Stimmen riefen in ihrem Innern den Namen — wozu weiter suchen? — Der ganze Stein hier war eitel Loh!

Sie kannte die Gefahr, die dabei drohte, unzähligmal machte sie sich dieselbe klar in ihrem Innern — wenn ihre Feuerseele sich doch zu nahe kämen und die gierigen Flammen übersprängen, sie fühlte es, sie würden alles verheeren, vernichten — töten! Die Veränderung in Wladimirs Wesen entging ihr nicht, sie ahnte den Grund am eigenen, tief verborgenen Fühlen, sie mußte Einhalt thun, sie durfte die unheilvolle Flamme jetzt nicht weiter schüren; sie zog sich zurück, sie wurde kalt und förmlich, fast beleidigend gegen ihn. — Kommt dann die große Zeit, ist er der Gatte Elenors, dann wird die Pflicht, der hohe Zweck, vor dem jede andere Leidenschaft schweigen muß, die Aufregung der That sie beide ohne Gefahr vereint wirken lassen für das Vaterland — so rechnete Marciana.

(Fortsetzung folgt.)

Des Großvaters Uhr.

(vird S. 1.)

Des Großvaters sorgsam gehütete alte und doch immer noch so gut gehende Taschenuhr ist das Schaustück des Hauses. Die tickt nicht nur wie eine gewöhnliche Uhr, sie schlägt auch noch Viertel, halbe und ganze Stunden, wenn man oben auf den Knopf am Bügel drückt.

Und dies Trüden, das Weiden der feinen metallenen klingenden Uhrkette ist einmal Augusts, des hoffnungsvollen Enkels ganz besondere Lust. Eben jetzt hat er wieder, — der Großvater schläft

just im Armstuhl — das Kleinod aus dem Pantöffelchen über dem rot und blau überzogenen Bett herausgeholt und den gewohnten Druck ausgeübt. Horch, wie es so fein, so hübsch klingt: Tin, tin, tin, tin, tin! „Wenn sie nur schon mein wär!“ denkt der Junge und greift so in echtem Jugendhinn über Großvater und Vater nach dem Ziel seiner Wünsche, der alten, immer zum Schlagen aufgelegten Repetiruhr.

Die Zigeunerkönigin.

(vird S. 4.)

Das unsterbliche Volk der Zigeuner umweht selbst in unserer nächsten Zeit immer noch der Zauber der Romantik. Die geheimnisvolle Herkunft dieser Menschen, ihre südlich dunklen Gesichter, die glühenden Augen und ihre Lebensweise üben stets einen großen Reiz aus, wenn auch die schlechten Seiten dieser Nomaden uns abstoßen. Man findet oft wunderschöne Männer unter diesem Volkstamm, schlank, kräftige Gestalten mit schön geschnittenen Gesichtern und lächelndem, feurigem Ausdruck; fast noch schöner sind die Zigeunerinnen in ihrer Jugend, das heißt bis zum zwanzigsten Jahre — nach dem zweiten Decennium geht es mit diesen Schönheiten reizend bergab zur hegenmäßigen Häßlichkeit. Ob die von uns hier bildlich vorgestellte Zigeunerkönigin ganz reiner Abstammung ist, dürfte zweifelhaft sein, da ihr die scharf gebogene Nase, die sehr niedere, schmale Stirn und die auffallend geschwungenen, starken Lippen fehlen. Dem ganzen Gesichtstypus nach sieht wohl zur Hälfte russisches Blut in ihren Adern, um so interessanter und eigenartiger ist aber ihre Erscheinung; in der düstern Melancholie der Augen, dem feinen Munde, dem vollen Oval des Gesichts und der breiten, entwickelten Gestalt dürfte der Charakter der Südrassen ausgeprägt sein. Die Bornehmheit der Haltung deutet auch auf eine zigeunerisch hervorragende Abstammung, jedenfalls ist dies ein ungewöhnlich reizvolles Frauencharakterbild des renommierten Berliner Malers A. Eichel.

Zur „Freizügigkeit“ der Säugetiere.

Von

Otto Lehmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Eine der interessantesten und denkwürdigsten Erscheinungen im Tierleben sind die Wanderungen, welche einzelne Tiergattungen in großen Massen unternehmen und durch welche Erdteile und Länder mit solchen Tieren bevölkert werden, welche man bis dahin dafelbst nicht kannte. So war beispielsweise die Wanderratte unserer Vorfahren unbekannt, während bei ihnen die Hausratte heimisch war und nicht selten in so großer Zahl auftrat, daß während der Nacht allerlei Lärm verurteilt wurde, den man häufig nicht auf diese Tiere, sondern auf Kobolde zurückführte. So daß Furcht und Aberglauben durch sie verbreitet wurden. Erst im Jahre 1719 durchschwand die erste Wanderratte auf ihrer Reise von Osten her die Wolga, doch blieb dieses häßliche Tier noch bis zum Jahre 1750 bei uns eine Seltenheit. Als jedoch nach und nach von Indien aus durch Schiffe immer mehr Exemplare dieser Rattenart in die Seehäute eingeführt wurden, begann sie mit Gewalt die Flußläufe hinauf vorzubringen, so daß sie gegenwärtig nicht nur über ganz Deutschland, sondern über die ganze Welt ihren Eroberungszug vollendet hat. Mit ihrem Eindringen begann aber der Stern der Hausratte zu erlöschen. Es begann ein Kampf ums Dasein, dem die Hausratte erliegen mußte; sie ist inzwischen fast ausgestorben, so daß man für schöne Exemplare jetzt hohe Preise zahlt, um dieselben für zoologische Gärten, wo sie der Seltenheit wegen gehalten wird, zu gewinnen. Wer weiß, wie lange aber die Wanderratte das Feld behaupten wird, denn schon rüstet sich eine andere, viel häßlichere Ratte als jene, von Sansibar aus die Reise durch die Welt anzutreten.

Forschen wir nach den Ursachen derartiger Wanderungen, so finden wir, daß dieselben sehr verschieden sein können. Zumeist werden die Tiere durch das Bestreben, bessere Nahrung aufzusuchen, zu den Wanderungen veranlaßt. Wenn zum Beispiel in Indien die Früchte der heiligen Feige reifen, so stellen sich zwei Affengattungen ein, welche die Indier göttlich verehren, um die Früchte einzuhelfen. Die Brahmanen pflegen diese Tiere mit besonderer Sorgfalt. Diese Tiere ziehen erst ab, wenn die letzte Feige verzehrt ist, um sich im nächsten Jahre pünktlich wieder einzufinden. Ebenso treffen in gewissen Gegenden Afrikas mit der Reise des Getreides große Affenherden ein, um dasselbe zu brandschämen. Dasselbe ist in Südamerika zu beobachten. Auch den Kenntieren ist dieser Wanderratte eigen, und unter den Thuttschen würde Hungersnot entstehen, wenn eine solche Wanderung einmal ausbliebe. Großartig sind die Wanderungen, welche die Vögel in Amerika — meist im Herbst — antreten, und deren Ausdehnung bis jetzt noch nicht ergründet ist. Die Herden derselben imponieren alsdann nicht allein durch die große Zahl der einzelnen Individuen, sondern auch durch die Ordnung, mit der die ganze Sache vor sich geht. In der Regel finden sich zuerst die jungen Mütter mit ihren Kälbern an einem günstigen Orte ein, ihnen folgen die älteren Kühe, darauf die Männchen, bis schließlich auch die alten mütterlichen Tiere, welche sonst die Einsamkeit lieben, sich eingefunden haben. Ist ein Heer beisammen, so wird unter der Führung eines der kräftigsten Tiere aufgedrohen und fort geht's viele, viele, ja hunderte Meilen weit. Nicht selten erleiden diese „Nahrungszüge“ auch Abweichungen; namentlich verursachen günstige Weideplätze, wie anzunehmen ist, öfters erhebliche Stauungen. Erst im Frühjahr wird die Rückreise in derselben Ordnung angetreten, worauf sich das Heer wieder auflöst. Doch nicht immer ist das Aufsuchen besserer oder reichlicherer Nahrung die Triebfeder derartiger Wanderungen, es gibt auch Fälle, wo die Liebe zu „den Kindern“ solche Züge veranlassen. So durchziehen beispielsweise mehrere Arten Fledermäuse im

Frühlinge Deutschland in der Richtung nach Norden, um in Skandinavien den Sommer zuzubringen. Beginnt aber der Herbst, so sammeln sie sich, um ihre Jungen, die sie in ihren Flughäuten mit sich führen, vor der strengen Kälte des Nordens nach den lauschigen Schlupfwinkeln der Gebirge südlicher Gegenden zu flüchten.

Diese Wanderungen werden jedoch von denjenigen der Robben noch bei weitem übertroffen. Diese bedürfen des festen Landes, um ihre Jungen, die zunächst noch nicht schwimmen können, über die ersten Tage des Lebens hinwegzubringen. Deshalb beziehen sie gewisse Inseln, wo sie sich monatelang, zuweilen sogar ohne Nahrung, aufhalten, und erst wenn ihre Jungen die Fähigkeit zum Schwimmen erlangt haben, wird die Rückkehr in die Heimatsgewässer angetreten. Diese Wanderungen sind namentlich im großen und atlantischen Ocean zu beobachten und haben ein eigenartiges Gepräge. Zunächst erscheinen die Männchen, um sich einen möglichst günstigen Platz zu erkämpfen, und erst wenn die Insel, welche in der Regel eiförmig anlauft, vollständig besetzt ist, kommen die Weibchen, welche von den ersten, dem Meere zunächst liegenden Männchen ans Ufer gebracht werden, worauf sie dann von Stage zu Stage weiter geholt werden, bis ein jedes Männchen im Besitze eines oder mehrerer Weibchen ist. Sobald die Weibchen Junge erhalten haben, verlassen sie das Festland nicht eher, als bis die Jungen nach sechs- bis achtwöchentlicher guter Pflege so weit gekräftigt sind, daß sie sich dem nächsten Element ohne Gefahr anvertrauen können. Dann suchen sich die Weibchen mit ihren „Kindern“ an den Männchen vorbeizugleichen, um zum Meere zu gelangen. Haben sie daselbe erreicht, so schwimmen sie mit ihren Jungen fort — wie weit, ist nicht bekannt, aber jedenfalls viele hundert Meilen weit. Man kennt ganz bestimmte, regelmäßig wiederkehrende Robbenzüge.

Ganz aus demselben Grunde wie die Robben unternehmen die Wale ihre Wanderungen. Dieselben schwimmen hierbei rasend schnell, durchheilen in kürzester Zeit weite Strecken und sind daher in allen Meeren heimisch. Insulaner haben häufig einen und denselben Wal, den sie an einem bestimmten Ort wiedererkennen, bis zu zwanzig Jahren regelmäßig wiederkehren sehen, so daß seine Reisen jedenfalls erst mit seinem Tode endeten.

Deutlicher als die bezeichneten Reisen treten diejenigen Wanderungen hervor, welche durch Not oder eintretenden Futtermangel veranlaßt werden. Wenn durch einen warmen Sommer und darauffolgenden milden Herbst und Winter gewisse Tiergattungen sich zahlreich vermehrt haben, tritt nicht selten Mangel an Nahrung ein, falls diese Tiere nicht, wie bei uns die Feldmäus, auf den bestellten Feldern einen gedeckten Tisch finden, oder wenn nicht durch Epidemien oder Naturereignisse, wie anhaltender Regen und so weiter, ein großes Sterben unter ihnen eintritt. Solche Wanderungen werden zum Beispiel von den Lemmings von der Tundra aus häufig angetreten. Mit dem Hunger wächst die Angst und mit dieser das Verstreben, sich anderwärts Nahrung zu suchen. Alles rüstet sich zum Aufbruch; bald herrscht ein großes Durcheinander, ein Hinundhergewoge. Endlich ist der Zug geordnet; rasch geht's vorwärts, die Tiere eilen dahin, überschreiten Wiesen und Felder, winden sich durch Wälder, ja überschreiten sogar Flüsse und Meeresarme. Tausende gehen hiebei zu Grunde, tausende werden von den Raubtieren, die sich an ihre Sohlen heften, verzehrt, aber immer weiter geht es in ungezügelter Hast. Das Ende ist ein allgemeines Sterben und nur wenige Exemplare bleiben übrig, um sich weiter fortzupflanzen und wieder zu vermehren.

Ähnliche Wanderungen sind auch bei größeren Tieren bemerkt worden und treten durchaus nicht selten auf. Auf den Steppen gebieten Afrikas finden oft Wanderungen großer Herden Antilopen statt, gefolgt von einer Menge Raubtiere, welche hier der Menschheit keinen geringen Dienst erweisen, indem sie dem Ueberhandnehmen jener Tiere steuern. Hat eine solche Wanderung begonnen, so schreden die Antilopen vor keinem Hindernis zurück, und wenn auch hunderte und tausende dabei zu Grunde gehen, häufig findet man auch Heere aus verschiedenen Tiergattungen zusammengeleitet, welche in wilder Hast dahinstürmen. So kann man im Süden Afrikas Heere des Springbods, einer prachtvollen Antilope, sehen, unter welchen sich auch Zebras, Gnus, Strauße und so weiter befinden. Weilenweit ist die Ebene von einem solchen Heere bedeckt und ein Löwe, der vielleicht einen Sprung in dasselbe wagte, um eine Beute zu erschaffen, muß, so viel er auch wüten mag und so sehr er auch von den wandernden Tieren gefürchtet wird, mit dem Strome weiter eilen; da er sich die Bahn nicht frei machen kann. Immer weiter und weiter eilen die Massen, bis ihnen logischerweise die Besinnung wiederkehrt. Kommt nun der Strom zum Halten, so befindet er sich meist viele hundert Meilen von seinem Ausgangspunkt entfernt, während die Zahl der Tiere außerordentlich vermindert ist.

Die Hunger und Durst, so ist auch häufig ein großer Schrecken die Ursache zu derartigen Wanderungen. Wenn zum Beispiel ein großer Waldbrand stattfindet, wie in Sibirien sich solche öfters in geradezu unglaublichen Dimensionen ereignen, oder wenn eine Steppe in Flammen steht, dann sehen sich alle Bewohner des Waldes oder der Steppe in Bewegung und jagen in wilder Hast dahin, sich ein neues Heim zu suchen. So wurde in Sibirien bei einem Waldbrand ein Eichhörnchenzug bemerkt, der, wie A. Brehm verbürgt, mehrere Meilen breit und so lang war, daß er einen Ort drei Tage passierte, Straußen und Hühner, ja sogar die Zimmer überflutete. Gleiche Wanderungen treten zum Beispiel auch die wilden Pferde in den Pampas an.

Nicht immer verursacht ein Brand den Schrecken, sondern ein plötzliches Geräusch vermag einzelne Tiere zu schrecken; diese scheuen, die Unruhe steckt andere an und bald befindet sich eine große Herde auf der Flucht. Blindlings strömt die Masse vorwärts, und wenn die vordersten Tiere in einen Abgrund springen, so folgen ihnen die anderen unbeirrt nach; sie wagen den Sprung und nehmen ein gleich klägliches Ende wie diejenigen, welche den Sprung vor ihnen thaten.

So werden die Wanderungen von Not und Elend begleitet, der Tod heftet sich an die Sohlen der Tiere. Das Ende ist stets der Tod.



Kunstpause. Gemälde von Karl Probst. (S. 15.)



Wien, Sommer der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Gemälde von Julius von Stock. (S. 15.)
Nach einer Photographie von B. Angerer in Wien.

Der unerwartete Rivale.

(Bild S. 5.)

Wär' er lieber nicht jenen Sonntag nach Buchwalden, dem Geburtsdorf seiner Braut, gekommen!

Da war ihr Vater einst Revierförster gewesen; er ist längst gestorben nun, die Familie fortgezogen in die benachbarte kleine Stadt, das hübsche Försterstädtchen aber noch unvergessen im Dorf, wo sie aufgewachsen ist mit dessen Jugend und deren Freuden und Leiden treulich geteilt hat, bis es zu schwer empfundenem Scheiden ging. Damals hatte eine geweint und ein anderer getrauert.

„Na, grüß di' Gott, Fräulein Emma,“ hat der Kronenwirt — noch ein alter Freund ihres Vaters — sie angeredet, als sie mit ihrem Begleiter in die braungetäfelte Wirtsstube getreten. „Wie geht's, was macht d' Frau Mutter und die G'schwister, alles wohl auf? — Gut geht's — so, na das freut mich. Und wen bringst denn da mit, für ein' g'schickelten Herrn? — Ein' Verwandten — so, so? Ja mit was darf ich denn aufwarten, Herr — Herr Better? Kaffee wollen sie — ganz recht — soll gleich kommen. — Bäbele, ein' Kaffee, aber ein' guten; 's ist für d' Fräulein Emma und ein' — Verwandten!“

„s' Revierförsters Emma ist in der Kron' und ein Herr ist mitkommen; ihr Bräutigam jedenfalls!“ tönt's im Dorf herum und bald fällt sich die kleine Stube mit Neugierigen. „Was, die Emma mit einem Stadtherrn, einem Bräutigam!“ fährt des Schulzen ältester Sohn, der Fritz, auf, „den muß ich mir ansehen!“ Und direkt geht's in die Krone, hembärmelig, wie er gerade ist.

Und nun, nachdem der Fritz seine alte Freundin mit kräftigem Handhlag begrüßt, den Stadtherrn jedoch dabei gänzlich unbeachtet gelassen, setzt er sich ans andere Ende des eichenen Tisches in aufrechter, selbstbewußter Haltung, schaut sich erst scharfen Auges den „Schreibers' Jellen“ an und sieht dann wieder auf seine alte Liebe mit einem Blick, der ihr deutlich sagt: Was, so einer g'fallt Dir, so ein' willst nehmen; aber gelt, da bin ich doch ein anderer Bua daneben.

Zu dieser Situation führt uns Joseph Klingels ansprechendes Genregemälde. Haben der nichts weniger als geistreich aussehende Stadtherr, dessen Monocle und bläulich dampfende Cigarette just das Gegenteil des beabsichtigten Eindrucks hervorgebracht haben — drüben der kraftvolle, intelligent, etwas flegelbewußt schauende Dorfsohn — dazwischen Revierförsters Emma, deren Herz in diesem Augenblick wohl eine Frage frei hat an das Schicksal.

„Du, Fritz, ich bitt' Dich, schau den Menschen an,“ flüstert der alte Habstreiter, der Sonnenwendbauer, keinem jungen Nachbar zu, „das ist doch wahrhaftig kein Mann für die Emma,“ und die Blide und das Kopfschütteln der anderen sagen das Gleiche.

Und die Emma überlegt und überlegt und blickt immer freundlicher zu dem alten Spielkameraden hinüber, während die beiden Rivalen sich messen; was jedes denkt, es sieht ihm prächtig auf dem Gesicht geschrieben.

Wer weiß, ob der alte Schulze, der die Sache längst gern gesehen hätte, nicht in nächster Zeit seine zwei Brauen anspannt und in d' Stadt fährt, ein Wort mit der Frau Revierförsterin zu sprechen und ihr zu sagen, wie leid's dem Fritz thue, daß er damals so getraut und daß — und obwohl — und man könnte ja — — Und dann —

Ja, ja, wär' er lieber nicht jenen Sonntag nach Buchwalden gekommen.

Kämpfende Ameisenbären.

(Bild S. 13.)

Der „Yurumi“, wie die Paraguaner, und der „Tamandu“, wie die Brasilianer den Ameisenbären nennen, zählt zu der Ordnung der jäharrmen Tiere und seine äußere Erscheinung stempelt ihn zu einem ganz eigenartigen Geschöpfe. Der lange, schmale Kopf endet in einem stumpfen Rüssel, an dessen Ende eine Mundspalte von kaum Daumenstärke sich befindet. Die aus zwei Muskeln und zwei drüsenartigen Körpern bestehende, ungefähr 9 Millimeter starke Zunge vermag der Yurumi etwa 50 Centimeter weit aus dem Rausle hervorzustrecken. Die scharfbekanteten Vorderläufe dienen zum Aufscharren der Ameisen- und Termitenhügel, in die der Ameisenbär seine lange, schleimige und klebrige Zunge hineinsteckt, um sie schwereladen mit den von allen Seiten herzufliehenden Kerbtieren in den Mund zurückzuführen. Der lange, zottig behaarte Schwanz gleicht einer wehenden Fahne, und im Verein mit der anmutigen Färbung, die in harmonischer Abstufung aus Grau, Braun und Violett besteht, kann er den Beschauer wieder einigermaßen mit dem sonst nichts weniger als häßlichen Geschöpfe verfühlen. Der Yurumi bewohnt außer dem ganzen Süden Amerikas vorzugsweise die menschenleeren Gegenden Paraguanas und geht sowohl am Tage wie in der Nacht der Jagd auf Termiten und Ameisen nach. Er ist ein friedliebendes, wenig gesellschaftliches Tier, das, aufgeschreckt und bedrängt, seine Flucht in einem schwerfälligen Galopp sucht, der so wenig fördernd ist, daß es ein Mensch in schnellem Schritt einholen kann. Arg bedrängt und in die Enge getrieben, sucht er auch wohl zur Verteidigung überzugehen und sind dann seine scharfbekanteten Vorderläufe für Tier und Mensch gefährliche Waffen. Gewöhnlich geht er aber aller Bedrängnis behutsam aus dem Wege. Reist findet man den Ameisenbären allein auf seinen Wanderungen, höchstens daß der Jäger einmal eine Mutter mit ihrem Jungen zu Gesichte bekommt. Daß auch unter dem sonst so friedliebenden Tiere die Brunst (Begattungszeit) eine Aenderung des Phlegmas hervorbringen kann, zeigt unsere Illustration Seite 13, auf der augenscheinlich zwei liebesbrünstige Männchen um den Besitz eines Weibchens aneinandergeraten sind, um in recht süßlichen Umarmungen und kräftigen Krallenhieben den Liebeskampf auszufechten suchen.

Jean Bungart.

Albumblatt.

Alte Liebe.

Herz, mein Herz, was pochst du so laut,
Was hast du gefühlt, was hast du geschaut? —
Ging meine alte Liebe vorbei,
Mir schien, daß sie so traurig sei.
Sie ging allein, wir sahen uns an,
Das hat mir so wehe, so weh' gethan!“

Mein Herz, mein Herz, sei stille, sei still!
Das Schicksal es so ja haben will;
Denn was bei den Sternen geschrieben steht,
So ist's und bleibt's, in Erfüllung es geht.
Wenn sie dir wieder entgegen kommt:
Denk, daß es uns beiden so besser frommt.

Die Circe von Tschener-agadschi.

Eine Erzählung aus der Dobrudscha

von

J. Kraner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Über dem endlosen Steppenland der Dobrudscha sank der Abend nieder. Die Strahlen der untergehenden Sonne glitzerten und blinkten noch in Rosalicht auf der kristallinen Salzkruste, mit welcher der Boden hier weithin bedeckt ist. Ein leiser Wind strich über die stille Heide, und wenn er durch das dürre Steppengras, durch das schwankende Rohr oder durch die vereinzelt stehenden Büsche von Schlehen und wildem Hollunder fuhr, dann flüsterte und lispelte es wie Geistersprache. Bisweilen zog wohl noch eine Kette von Wildenten oder Pelikanten mit schwerem Flügelgeschlag und kreisendem Geschrei jenen ungeheuren Donausümpfen zu, in deren Rohrdickicht all das zahllose Geflügel der Wildnis seine Nachtruhe hält. Sonst war es still — totenstill.

Da fiel ein Schuß, dann ein zweiter, ein dritter: — sie verhallten in dieser toten Unendlichkeit wie angstvolle Fragen, auf die es keine Antwort gibt. Und noch einmal krachte das Gewehrfeuer über die Steppe; dann tauchte etwas am Horizonte auf wie Menschengestalten: es kam näher und näher, und jetzt konnte das Auge fünf Reiter in Jägerkleidung unterscheiden, die, von einem Rudel Pointers umgeben, auf kleinen, mageren Tatarenpferden daherrabten. Zwei andere Pferde trugen keine Reiter. Das eine war mit den Bestandteilen eines Jagdzeltes und mit zwei Bastjacks besetzt, in denen sich die Lebensmittel befanden; an den Planen des andern, welches gesattelt war und für einen Reiter bestimmt schien, hing die Jagdbeute herab: Zwergrappen, Wildenten und Rebhühner. Ein kleiner, schmutziger Tatarenburche trollte neben den Säulen her, indem er eine kurze Geißel schwang. Die Jäger waren, bis auf einen, junge Männer, die augenscheinlich der bevorzugten Gesellschaft angehörten, denn ihre Tracht und ihre Waffen zeugten von der sorgsamsten Wahl und jenem vornehmen Geschmack, der schrankenlos nach Laune handeln darf. Der Zufall und die Leidenschaft für das Weidwerk hatten sie in den Bädern von Kustendje zusammengeführt: es waren der Kapitän und der Arzt des im Hafen ankernden englischen Kriegsschiffes „Cocatrice“, neben denen ein russischer Gutbesitzer aus Odesa ritt, eine vierschrötige Gestalt mit strohgelbem Haare und grauen, stehenden Augen. Ihnen folgte ein geschmeidiger, zartgebauter junger Mann, der seine rumänische Abstammung ebenso wenig verleugnete als der fünfte Reiter mit den klaffen, etwas abgelebten Zügen: beide waren reichbegüterte Bojaren. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt.

„Wir haben heute keine Hoffnung mehr, ihn zu finden,“ sagte der Arzt, indem er sein Tier anhielt und einen langen, suchenden Blick über die unendliche Ebene gleiten ließ. „Er wird sich irgendwo unter einem Busche zur Raht niedergelegt haben und morgen werden wir wieder zusammentreffen. Daß ihm ein Unfall zugestoßen sein sollte, daran mag ich nicht denken.“

„Wenn er nicht in die Sümpfe geraten ist,“ bemerkte der Kapitän, „dort ist er rettungslos verloren.“

„Das fürchte ich weniger, als daß er vielleicht tatarischem Raubgesindel oder Schmugglern in die Hände gefallen ist,“ meinte Tschitschakoff, der Russe; „indessen ist mir dann nicht für sein Leben bange; die Kerle werden ihn gehörig ausplündern, vielleicht auch prügeln — sonst wird ihm in diesem Falle nichts geschehen: ich kenne das Gesindel.“

„Sonst wird ihm also nichts geschehen,“ wiederholten die beiden Rumänen fast einstimmig. „In der That recht tröstlich, lieber Tschitschakoff, nur ausgeplündert, geprügelt und dann in dieser Wildnis liegen gelassen zu werden.“

„Ach was!“ entgegnete der Russe etwas verlegen und ärgerlich. „Unser guter Deutscher hätte aber auch bei der Gesellschaft bleiben sollen, anstatt naturwissenschaft-

liche Untersuchungen vorzunehmen und vielleicht Gedichte zu machen.“

„Nun, möge seine einzige Strafe für seine Unüberlegtheit die sein, daß er bei dem Gedanken an unsern Hummer und den Cypernwein Tantalusqualen erleide,“ lenkte der Arzt ein.

Tschitschakoff machte bei dem Worte „Cypernwein“ dem Tataren ein stummes Zeichen, welches dieser, wohl aus Erfahrung, sogleich verstand, denn er füllte aus einer ungeheuren Tschudra (eine hölzerne, buntbemalte Feldflasche) ein Glas mit schwarzrotem Weine, den der Russe mit einem einzigen Zug in die Kehle stürzte.

„Tschitschakoff, ich warne Sie zum zehntenmale vor diesem Weine,“ sagte Karapantscha, der Rumäne mit den müden Zügen, der die glühende Rote auf dem Gesichte des Russen richtig deutete; „er ist heimtückisch und wirft Riesen um.“

„Thut nichts, dann schläft man eben aus,“ war die Antwort, „und zwar am besten gleich hier. Wie wäre es, meine Herren, wenn wir hier das Zelt aufschlugen und übernachteten?“

„Wenn wir nicht dort eine menschliche Wohnung vor uns hätten,“ fiel Veronesco, der andere Rumäne, ein, indem er nach Süden zeigte, wo sich deutlich eine aufsteigende Rauchwolke vom klaren Abendhimmel abhob. Und mit dem wenig Türkischen, das er verstand, wandte er sich an Ali, den Tataren.

„Was ist das dort?“

„Rauch.“

„Da hast Du recht, mein Junge. Aber wohnen Menschen dort?“

„Das werden wir nur wissen, wenn wir hingehen, Sati scherifinis (Eure wohlgeborene Person).“

„Da hast Du schon wieder recht. Meine Herren, Ali, der Philosoph, meint, daß dort bei der Rauchsäule entweder Menschen wohnen oder nicht. In ersterem Falle könnten wir dort unter einem Dache übernachten.“

„Und wenn es nun Rauch von einem Feuer wäre, welches unser verlornener Herr Romet angezündet hätte?“ fragte der Kapitän.

„So unvorsichtig wird er doch nicht sein. Denn wie er uns dadurch herbeiruft, so könnte er leicht bulgarisches Raubgesindel anlocken, das ihm den Garau macht.“

„So ist es, Doktor,“ stimmten die anderen bei. Indessen wurde beschlossen, dem Rauche entgegenzugehen. In kurzem Trabe ging es wieder über die Heide, auf der die langen Schatten der Reiter gespenstisch dahinhulsteten. Tschitschakoff wankte schon bedenklich im Sattel und es war für ihn höchste Zeit, als man nach halbstündiger Ritt vor einem vereinzelt gehöftem Halm machte, aus dessen hohem Schornstein der Rauch aufstieg. Von einer niedrigen Steinmauer umgeben und von einem riesigen Platanenbaum (türkisch: Tschener-agadschi) teilweise beschattet, lag ein länggestrecktes, weißgetünchtes, ebenerdiges Gebäude und neben diesem ein kleineres, gleichartiges, welches als Stall oder Scheuer dienen mochte. Die Dienerschaft, welche sich beim Nahen der Fremden, die sie für eine Räuberbande halten mochte, hinter die Mauer zurückgezogen und das Thor verschlossen hatte, begann mit den Ankömmlingen durch einen alten Türken zu verhandeln. Als dieser sich überzeugt hatte, daß es es mit ehrlichen Leuten zu thun habe, entfernte er sich dem Hause zu, um bald mit dem Bescheide zurückzukommen, daß die Herren willkommen seien. Sie stiegen von den Pferden, bei denen Ali blieb. Als sie den Hof betraten, sahen sie sich von riesigen Wölfshunden umschlichen; grunzende Schweine lagen umher, Pfauen von seltener Schönheit hatten sich zur Nachtruhe auf der Mauer niedergelassen und hinter starkem Gitterwerk gingen unruhigen Schrittes zwei junge Bären und ein Wolf hin und her. Der Türke führte sie dann in ein geräumiges, in orientalischem Geschmacke ausgestattetes Zimmer, an dessen Wänden sich schwerdamastene, großblumige Divans hingen. Zwei prächtige Arras schaukelten sich in goldenen Reifen und in einem starken Käfige hockte ein großer Affe. Die Tiere wurden von den Dienern sogleich entfernt und alles zur Bequemlichkeit der Gäste hergerichtet.

„Die leibhaftige Menagerie hier, haben Sie bemerkt, meine Herren?“ fragte Karapantscha, während sie die staubigen Kleider reinigte; der Gutsherr scheint einer sonderbaren Liebhaberei zu fröhnen. „Sprichst Du rumänisch?“ wandte er sich an einen Arnauten, der eben ein Gefäß mit frischem Wasser brachte.

„Ein wenig, Herr; wir sind, bis auf den alten Ibrahim, alle Griechen.“

„Also auch der Bojar?“

„Ja, die Bojarin, denn sie ist die Gutsherrin. Wir haben keinen Herrn.“

Die Jäger sahen sich mit verständnisvollen Blicken an. „Jetzt verstehe ich die Vorliebe für all dies Gethier,“ sagte der Kapitän.

„... die sich, soweit ich die Frauen kenne, freilich meist erst in den späteren Lebensjahren zu entwickeln pflegt,“ ergänzte Veronesco; „was meinen Sie, Doktor?“

„Ich habe allerdings noch keine Katzen bemerkt.“

„Das Symbol der überreifen weiblichen Jugend? Die Dame kann ja Witwe sein.“

„Und schön.“
 „Das wäre interessant,“ meinte Karapantscha, „obwohl ich vorläufig mit der Aussicht auf ein leidliches Abendessen und ein bequemes Nachtlager völlig zufrieden bin.“
 „Lieber Veronesco,“ rief der Kapitän, indem er seinen ins Graue spielenden Vollbart sorgfältig scheitelte, „wollen Sie einem der Diener befehlen, uns bei der Dame des Hauses zu melden?“

„Das erfordert die gute Lebensart; gewiß.“
 Der Arnaut entfernte sich auf Veronescos Befehl, um schon nach wenigen Augenblicken mit dem Bescheide zurückzukehren, daß die Dame vorläufig auf den Besuch der Herren verzichten müsse, daß sie aber nicht veräumen werde, nach dem Abendessen, welches ihnen sogleich serviert werden würde, selbst zu kommen. Tschitschakoff, der sich in seiner ganzen Länge auf einem Divan ausgestreckt hatte und infolge des Weingenußes nur mühsam den Schlaf bekämpfte, wurde bei der Aussicht auf das Souper wieder munter, und als nach einiger Zeit die Tafel gedeckt wurde, war es sein erstes, mit Wohlgefallen jenen orangegelben, öligen Wein zu prüfen, der in drei prächtigen Karaffen aufgetragen wurde. Das Mahl selbst, zu welchem man sich dann niederließ, war in Anbetracht der zauberhaften Schnelligkeit, mit der es zubereitet worden, ein üppiges. Es schien, als ob dies Haus in der Steppe stets darauf vorbereitet wäre, Gäste zu bewirten.

Die Gesellschaft befand sich in der besten Stimmung. Der Doktor brachte einen Toast auf die Gastlichkeit der Bojarin aus; Karapantscha ließ den verirrten Romed leben; Tschitschakoff und Veronesco tranken wacker auf ein russisch-englisch-rumänisches Bündnis, der Kapitän auf die griechischen Frauen. Als die Tafel aufgehoben war, kam der Tschibuktschi (der Diener, der die Pfeifen in Ordnung zu halten hat) mit den Nargilehs und ein anderer reichte türkischen Kaffee. Aber auch die Karaffen füllten sich fortwährend wieder mit dem orangegelben Weine. Und das war bedenklich, denn er pockte schon in allen Schläfen und zeitigte seltsame Früchte. Der Kapitän sang so etwas, was wohl eine Melodie sein sollte, der Russe summt „die schöne Winka“ vor sich hin, Veronesco und Karapantscha lagen sich gerührt — sie wußten selbst nicht, warum — in den Armen und küßten sich. Nur der Doktor schien mit seinem Kopfe noch im Klaren zu sein.

Da wurde ihnen das Erscheinen der Herrin gemeldet. Sie erhoben sich alle oder wollten es wenigstens, denn die beiden Rumänen sanken augenblicklich wieder auf den Divan zurück. Ein zweiter Versuch, sich auf den Füßen zu erhalten, gelang besser; Tschitschakoff aber mühte sich vergeblich. Die Thür öffnete sich weit und in ihr erschien mit einer vornehm freundlichen Verbeugung eine Frauengestalt, deren Anblick den Jägern, selbst wenn sie nüchtern gewesen wären, das Blut heiß durch die Adern gejagt hätte.

Ein schwarzes, langschleppiges Sammetkleid umschloß die schlanken Formen eines vielleicht zwanzigjährigen Weibes von auffallender, fast mädchenhafter Schönheit. Ueber dem edlen, feingeknickten Antlitz, aus welchem die dunklen, langbewimperten Augen in sanftem, lieblichem Feuer leuchteten, lag eine blumenhafte Weiße, weich wie Blütenstaub, die durch das üppige, in einen griechischen Knoten gekürzte schwarze Gelock noch mehr gehoben wurde.

Ein Blick hatte ihr beim Eintritt genügt, um die geistige Verfassung zu erkennen, in der sich die Gäste befanden, und sie trat, sehr unangenehm dadurch berührt, sogleich zurück, um sich zu entfernen. Aber Tschitschakoff, dem sich die Sinne völlig verwirrt hatten, raffte sich in wilder Leidenschaft mit ungeahnter Schnelligkeit empor, und indem er auf sie zutramelte, um ihre Hand zu küssen, stolperte er und sein weinglühendes Gesicht berührte einen Augenblick ihre Schulter. Dann fiel er, weil er keinen Halt fand, auf den Boden, um sich nicht wieder zu erheben. Ein Blick voll Hoheit, aber auch voll unendlicher Verachtung aus den blühenden Augen der Griechin streifte die Gesellschaft. Dann rief sie, indem sie sich zum Gehen wandte, dem hinter ihr stehenden Türken mit einer gering-schätigen Handbewegung zu:

„Gieb den Tieren da ein Schlaspulver, damit sie mir während der Nacht den Frieden des Hauses nicht stören!“

Der alte Ibrahim gehorchte. Auf silberner Tasse brachte er fünf kleine Gläser, in deren wohlriechenden Inhalt er ein weißliches Pulver geschüttet.

„Die Herrin bittet, diese Gläser auf das Wohl des Hauses zu leeren!“

„Auf die Gesundheit des schönsten Weibes auf dieser Erde, das uns eben erschienen ist,“ rief Karapantscha im Taumel der Verückung, in welchem sich alle anblickten, als ob sich ihnen eine Fee gezeigt hätte.

„Sie lebe! Sie lebe!“ klangen die kleinen Gläser zusammen.

Dann wurde es bald still.

Unterdessen schwankte unter der Last eines schweren Bündels ein kleines, schwaches Männchen mit einer ungeheuren krummen Nase und langgedrehten Schlafelock durch die stille Steppe dem Ziele seiner Wanderung, dem Tschenar-agadschi entgegen. Das war Schloimel Herschu,

der Handelsmann aus Mangalia; er hatte sich diesmal auf seinem Gange verspätet und litt jetzt schreckliche Qualen der Angst. Unruhig blickte er fortwährend um sich und hinter sich; den Kopf zog er tief in den Nacken, als griffe eine gespenstische Faust nach ihm, und wenn es in einem Strauche oder im Grase raschelte, dann zitterte er am ganzen Leibe. Da — o Entsetzen! — bemerkte sein scharfes Auge plötzlich eine menschliche Gestalt vor sich in der Dunkelheit, eine menschliche Gestalt, der er nicht mehr aus dem Wege gehen konnte, so sehr er sich auch ducken und krümmen mochte. Schloimel Herschu knickte zusammen, wie ein gebrochenes Rohr. Als er nun gar ein Gewehr über deren Schulter bemerkte, war es mit seiner Fassung vorbei, denn es gab für ihn keinen Zweifel, daß er einem Banditen gegenüberstände. Im nächsten Augenblicke lag er auf den Knien; sein Bündel hatte er weit hinter sich geschleudert; er hob die Hände flehentlich empor wie im Gebete und jammerte um Gnade.

Und der jetzt auf ihn zutrat, war ein junger Mann, hochgewachsen und schlank, mit blondem Vollbart und kurzgelocktem Haar — es war Romed, der sich von der Jagdgesellschaft verloren hatte.

„Gott der Gerechte, wach geschrien! Ich bin ä geschlagerter Mann!“ stieß Schloimel hervor.

Dem Verirrten hätte in diesem Augenblicke jede Sprache der Welt wie Engelsharmonie geklungen, als aber nun gar, wenn auch verunstaltet, die deutsche Muttersprache hier in dieser Wildnis an sein Ohr schlug, war er außer sich vor Freude.

„Wohin, Mann?“ fragte er hastig. Der Ton mochte etwas Rauhes haben, denn Schloimel verlor fast die Besinnung.

„Herr Raiberleben (Räuber), Sie sein ä daitcher Mann und ich bin ä armer Mann; machen Sie mer nicht unglücklich, ich hab' sechs Kinder zu Hause; bringen Sie mer nicht um, es wär' immesinst (umsonst)!“

„Sind Sie verrückt, Mann?“ war Romed's halb ärgerliche Antwort, „ich frage, wohin Sie gehen, denn ich habe mich verirrt, habe meine Jagdgenossen verloren und suche eine Unterkunft für diese Nacht. Sie müssen mich führen!“

Kaum hatte Schloimel Herschu erkannt, daß er es nicht mit einem Banditen zu thun habe, als auch schon der Geschäftsgedanke wieder in ihm erwachte.

„Was zahlt mer der feine Herr,“ sagte er lauernd, indem er sich erhob und sein Bündel aufnahm, „wenn ich ihn nach Tschenar-agadschi führe? Ich habe Geschäfte dort; wenn wir gut laufen, sind wir in einer Stunde da. Zahlen Sie mer an Dufaten?“

„Gut, gut, aber nur vorwärts!“

Durch das Heidegras schlängelte sich ein kaum fußbreiter Pfad, den selbst Romed's scharfes Auge nicht zu erkennen vermochte, als bis der Mond durch das Gewölk brach und die stille Landschaft mit magischem Lichte überflutete.

„Wohin also führen Sie mich?“

„Nach Tschenar-agadschi, zum Platanenbaum; das ist das nächste Gut zehn Stunden in der Runde. Die Bojarin dort ist ene scheene Frau, ene feine Frau. Türkische bilirmisfin?“

„Türkische bilirmisfin?“ wiederholte Schloimel, als er keine Antwort erhielt. „Sprechen Sie nicht türkisch?“

„Nein.“

„Nun, dann wissen Sie auch nicht, was es heißt, wenn man die Bojarin die Seni mahru (die mondscheinfarbige Frau) nennt und die hijahtschesch (die schwarzäugige); scheene Frau, reiche Frau und Witwe dazu.“

„Sie ist eine Türkin?“ fragte Romed scheinbar gleichgültig, indem er hinter Schloimel herging.

„Nein, griechisches Blut. Lassen Sie sich erzählen, junger Herr.“

Und Schloimel Herschu erzählte, wie die damals kaum Siebenzehnjährige vor drei Jahren einen alten, reichen Bojarin hatte heiraten müssen, um ihre verarmte Familie zu retten; wie sie dem Alten zwei Jahre lang angetraut gewesen, bis er von Banditen erschlagen wurde, und wie sie jetzt das Gut allein kräftig und mutvoll verwaltete.

„Und die schöne, junge, reiche Witwe fürchtet sich nicht in dieser Wildnis?“

„Wie heißt ferchten?“ Sie schielte mit der Pistaule doch an Fingerring auf zehn Schritte. Ich hab's gesehen mit meinen Augen!“

Dann erzählte er, wie die Gutsheerin von Freiern umworben sei, aber gegen alle eine unüberwindliche Abneigung zeige und nicht noch einmal ihre Hand zur Ehe reichen wolle, nachdem sie mit dem alten Dregonis so unglücklich gewesen.

„Dregonis?“ fragte Romed überrascht. Der Name schien eine Erinnerung in ihm wachzurufen. „Ich hatte einen Freund auf der Hochschule — Mavroggheni hieß er — der arme Junge nannte diesen Namen mit wenig Liebe.“

„Demeter Mavroggheni, ja, das ist ihr Bruder,“ unterbrach ihn Schloimel, „ä feiner Mann, ä gebildeter Mann. In Mangalia ist er und Doktor ist er.“

„Wär's möglich? Ich meinem liebsten Freunde so nahe? O, Demeter, Dich muß ich wiedersehen!“

Schloimel Herschu wurde immer gesprächiger; er erzählte

zählte von allem Möglichen und mit besonderer behaglicher Breite von den Familien Dregonis und Mavroggheni, so daß für Romed nichts zu fragen übrig blieb.

„Wir müssen nun bald zur Stelle sein,“ sagte er, indem er die Uhr zog. Sie zeigte eine Stunde vor Mitternacht. „Dort drüben liegt das Gut.“

„Ja, Tschenar-agadschi.“

Durch die stille Mondlandschaft hallte das anhaltende Gebell der Hunde, welche das Gehöft bewachten, und je näher der Jäger und sein Führer kamen, desto lebhafter und schärfer wurde es. Die Tiere schienen schon aus der großen Entfernung das Nahen der Fremden zu wittern.

Aus dem Thore lugten, die Gewehre schußbereit, die Diener hervor, welche das auffällige Lärmen der Hunde herbeigelockt hatte. Als sie aber endlich Freund Schloimel vor sich sahen, öffneten sie, wenn auch etwas verdrücklich. Der Jude bat, seinem Begleiter ein Schlafgemach anzuweisen, aber das konnte nur mit Erlaubnis der Herrin geschehen. Nach einer Weile winkte ein Diener dem Jäger, ihm zu folgen, und führte ihn in das von matten Ampellicht beleuchtete Gastzimmer. Romed trat bei dem Anblicke, der sich ihm hier bot, erschreckt zurück. Hier seine Gefährten zu finden! Und in welchem Zustande! Tschitschakoff lag mit dem Kopfe auf dem Fußboden, mit den Füßen auf dem Divan. Der Schiffszug war, das Haupt in beide Hände gestützt, am Tische eingeschlafen; Karapantscha und Veronesco saßen Arm in Arm da, die Beine weit davongestreckt und der Kapitän schien zu träumen, er befände sich auf der Kommandobrücke der Locatrice — so steif lehnte er auf dem Sessel. Romed schüttelte einen nach dem andern — es war unmöglich, die bleichen Schläfer zu wecken. Eben wollte er das Zimmer verlassen und Schloimel Herschu herbeirufen, als ihm Irene Dregonis entgegentrat. Sie war noch bleicher als sonst und blickte den Jäger mit großen, verwunderten Augen an, als wolle sie fragen: wie kommst du hierher?

„Was ist hier geschehen?“ wandte sich Romed nach einer kurzen Verbeugung hastig an sie.

„Nichts, mein Herr, als was bei Männern nichts Ungewöhnliches zu sein scheint. Die Leute da sind sinnlos betrunken, sie haben sich dann ungebührlich betragen, und um ihnen eine Beschämung zu ersparen, die sie doch vielleicht empfinden würden, wenn sie, ernüchtert, sich vielleicht weiterer Ausschreitungen in meinem Hause erinnern müßten, habe ich sie durch einen Trunk in diesen Zustand versetzt, der ihnen die Rückkehr zum Bewußtsein nicht so bald gestatten wird. Das war Notwehr diesen Fremden gegenüber, die ehrliche Leute sein können, aber auch —“

Sie vollendete nicht und zuckte nur die Achseln. Romed fühlte sich sehr unbehaglich; er vermochte für den Augenblick in Demeters Schwester nur eine schöne Zauberin zu erblicken, deren Bann er sich entziehen mußte.

„Ich bedaure unendlich, wenn vielleicht der ungewohnte Wein meine Jagdgenossen die Regeln des guten Tones hat vergessen machen, und daß Sie, schöne Frau, sich veranlaßt sahen, sich zu schütten; da ich indessen das Vergehen nicht gutmachen kann, so bin ich hier überflüssig. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die kostbare Nachtruhe nicht verkürze und bei meinem — meinem Hermes im Stalle ein Nachtlager aufsuche.“

„Aber die Gastlichkeit, mein Herr, verlangt, daß man Ihnen nach Ihren Irrfahrten in der Steppe eine Erfrischung anbiete. Folgen Sie mir!“

Und er folgte ihr, fast willenlos, in ein mattbeleuchtetes, prächtig ausgestattetes Zimmer, wo schwere Smyrna-teppiche die Schritte dämpften. Sein erster Blick fiel auf zwei Bilder an der Wand. In dem einen erkannte er sogleich seinen Freund Demeter, in dem andern — sich selbst; aber es war sein Bild aus der Studentenzeit, da ihn noch nicht der ernste Vollbart, sondern nur ein feder Schnurrbart zierte. Als ihn Irenens Blicke bei dem selbstvergebenen Betrachten der Bilder überraschten, sah er schnell weg. — Sie that einige Schritte nach dem Marmorkamine, auf welchem ein silbernes Service mit Gläsern stand. Mit eigener Hand füllte sie eines mit funkelndem Weine, und indem sie es ihm anmutig reichte, fragte sie:

„Sie sind ein Deutscher, mein Herr?“

„Es gereicht mir zur Ehre, es zu sein,“ antwortete Romed, indem er das Glas mit einer Verbeugung entgegennahm. Aber er führte es nicht an die Lippen.

„Ich achte die Deutschen; sie haben Herz und Gemüt; sie sind offen und ehrlich; daß sie nicht sehr höflich sind, mag sein.“

„Machten Sie diesen Zusatz aus eigener Erfahrung, meine Dame?“

„Allerdings. Den Beweis für diesen Satz geben Sie mir selbst, da Sie das Glas, das ich Ihnen bot, noch unberührt in der Hand halten.“

Romed lächelte.

„Ich werde trinken, wenn ich Ihnen aus der herrlichen Mythologie Ihres Volkes eine kleine Geschichte in Erinnerung gebracht haben werde.“

Er ließ sich nach einer einladenden Handbewegung Irenens auf einem Sessel nieder; sie selbst nahm auf einem niedrigen türkischen Tabouret Platz.

„Also erzählen Sie!“

„Frei nach Homer: Vor dem Hause der Circe gingen



Ein Friedhof in Tokio (Japan). Originalzeichnung von F. Forster. (S. 15.)



Kämpfende Ameisenbären. Originalzeichnung von J. Vungary. (S. 10.)

Wölfe und Löwen umher; die kamen zu den Fremden heran und umwandelten sie freundlich, wie Hunde ihre Herren: es waren von der Zauberin verwandelte Menschen. Drinnen im Hause hörten sie die schöne Stimme der Nymphe, wie sie am Webstuhl ein heilklingendes Lied sang. Sie riefen. Die hervortretende Circe führte sie freundlich ins Haus und setzte ihnen Speise und Trank vor. Als sie sich gelabt, berührte sie die Zauberin mit ihrem Stabe und verwandelte sie in borstige, grunzende Schweine.

„... und sperrte die Unglücklichen ein, und warf ihnen Eicheln und Kornellen zum Fraße vor,“ fuhr die Griechin mit einem feinen Lächeln fort, als Romed, den Blick auf das glutvolle Farbenspiel des Weines in seinem Glase geheftet, einen Augenblick schwieg.

Dann sagte er:

„Aber Odysseus entrannt dem Verderben, denn in der Nähe der Wohnung der Circe begegnete ihm Hermes in Gestalt eines ...“

„... eines alten Juden,“ fiel ihm Irene mit hellem Lachen ins Wort, „und belehrte ihn über sein Verhalten gegen Circe und gab ihm ein Kraut als Gegengift.“

„Rein, schöne Zauberin, das wolltest du mir eben aus dem Stalle bei Schloimel Herschku holen,“ scherzte er. Gleich darauf aber fuhr er in ernstem Tone fort:

„Bis auf das schützende Kraut und bis auf den gewaltigen Unterschied zwischen dem berühmten Helden der Odyssee und meiner Wenigkeit hat die poetische Erzählung des Vaters Homer doch eine seltsame Ähnlichkeit mit meiner und meiner Gefährten Lage. Vor mir die Nymphe mit der zauberhaften Stimme, mit der unwiderstehlichen, göttergleichen Schönheit und dem Zauberkraut; draußen im Hofe mein Hermes und die zahlreichen Tiere! Drüben die Genossen — in Schweine verwandelt.“

„Sie sind interessant, mein Herr!“ sagte sie neckisch.

„Durch dieses Märchen fremder Erfindung? Kaum! Aber Sie, schöne Frau, sind es durch Ihre Grausamkeit.“

„Ich bin nicht grausam, mein Herr. Der Mißbrauch der Gastfreundschaft, dessen sich Ihre Freunde schuldig gemacht haben, hätte eine härtere Züchtigung verdient.“

„Und wollen Sie ihnen, schöne Circe, das Vergehen, dessen Wesen ich nicht kenne, verzeihen? Ich bitte Sie innigst darum.“

„Wenn Sie die Erzählung des Homer glücklich zu Ende führen.“

„Ich will es versuchen.“ Er ergriff das Glas wieder, welches er niedergestellt hatte.

Als Odysseus an der Thür des Palastes erschien, ließ ihn Circe sogleich ein, setzte ihn auf einen schönen Sessel und bot ihm in goldenem Becher einen Zauberkraut. Nachdem er getrunken —

Er richtete seinen Blick scharf auf die Griechin, setzte das Glas an die Lippen und sprach nachdrucksvoll:

„Auf das Wohl meines teuersten Freundes, Demeter Mavrogjeni und auf die Gesundheit seiner schönen Schwester Irene!“

Da trank er es aus bis auf den letzten Tropfen.

Irene sprang auf und trat, wie vom Donner gerührt, einen Schritt zurück. Die schmale weiße Hand fuhr über die Augen, die andere legte sich auf das klopfende Herz.

„Sie sind —“

„Odysseus, der die Zauberin entwarfnete,“ sprach er mit einer tiefen Verbeugung.

„Sie wären Romed, von welchem mein Bruder stets mit so inniger Liebe spricht und der ihm versprochen, ihn dereinst durch seinen Besuch zu überraschen?“

„Ich schäme mich überglücklich, es zu sein. Wie in diesem meinem Bilde so war ich stets im Geiste bei ihm und — bei Ihnen, aus Begeisterung für die klassische Schönheit Ihres Volkes, die ich in Ihnen verkörpert wahrte.“

Sie lächelte verbindlich. Dann sagte sie:

„Nun, so lassen Sie mich die schöne Sage von der Circe vollenden: Ein ganzes Jahr lang lebte nun Odysseus bei der gastlichen Nymphe herrlich und in Freuden ...“

... aber mit seinen Gefährten!“

Irene machte eine abwehrende Bewegung. „Die schide ich, tragt der Mythologie, über den Okeanos in die Unterwelt!“

„Und doch muß auch ich mit ihnen ziehen, denn ich konnte ja auf einen längeren Aufenthalt auf dieser Zaubereinsel nicht gefaßt sein, zu der uns der Zufall geführt hat. Aber — ich werde wiederkommen.“

Sie reichte ihm freudig die Hand, die er an seine Lippen drückte.

„Wie glücklich ich bin! Sie waren mir lieb durch Demeter, noch ehe ich Sie kannte. Morgen, bis die Herren ihren Taumel ausgeschlafen haben, müssen Sie mir recht, recht viel erzählen. Sie sollen dann auch von meinem Bruder hören — und von mir, wenn Sie wollen.“

Der alte Ibrahim trat herein und sprach leise mit seiner Herrin. Sie gab ihm einen Befehl; dann bat sie Romed, dem Diener nach einem Zimmer zu folgen. Romed verabschiedete sich in sichtlichster Erregung; von dem Nachtmahl, welches ihm in seinem Schlafgemache geboten wurde, vermochte er kaum etwas zu sich zu nehmen.

Er warf sich auf das Lager, um erst spät gegen Morgen in einen kurzen, unruhigen Halbschlummer zu sinken. Die Sonne ging auf und er stand schon im Hofe vor den Bären und fütterte sie mit Brot und Obst. Dann, als er den letzten Bissen verteilt hatte, lehnte er gedankenvoll am Gitter. Eine kleine Hand legte sich ihm leise auf die Schulter.

„So vertieft?“ Klang es ihm deutsch entgegen.

„Circe!“ rief er erstaunt. „Sie — Sie sprechen deutsch?“ Er küßte ihr zum Morgengruß die Hand.

„Ebenso mangelhaft als gern, Herr Romed.“ Der eigentümliche Accent in der Aussprache verlieh derselben einen unsagbaren Reiz. „Wie haben Sie geschlafen?“

„Ich danke, recht — recht schlecht. Mir träumte, eine wunderschöne Zauberin habe mich in einen — nun, soll ich es sagen? — in einen Esel verwandelt, weil ich ihr sagte, daß ich sie so recht von Herzen — lieb habe! Aber selbst die Verwandlung hätte ich mir gefallen lassen, wenn die böse, schöne Fee mich bei sich behalten und mich nicht noch hätte verkaufen wollen. Als dies eben geschehen sollte, bin ich vor Schreck erwacht.“

„O diese hartherzige Fee!“ lachte Irene.

„Der arme Esel!“ seufzte Romed.

Es entstand eine Pause, in der sich der Blick des jungen Mannes voll schwärmerischen Feuers in die dunklen, großen Augen der Bojarin vertiefte.

„Kommen Sie in den Garten,“ sagte sie endlich befangen. „Ich wollte Ihnen ja von meinem Bruder und — von mir erzählen und auch von Ihnen etwas hören.“ Sie legte ihren Arm in den seinen und geleitete ihn in den mit Sorgfalt gepflegten kleinen Garten. Vor einem Marmorbecken, in welchem Goldfische schwammen und aus dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen emporplätscherte, ließen sie sich auf einer Bank nieder.

„Sind die auch verzaubert?“ fragte Romed und zeigte auf die Fische, die zutraulich heranschwammen.

„Auch?“ wiederholte sie in langer Betonung. „Wer ist es noch?“

„Alles in Ihrer Umgebung, alles!“

„Außer Odysseus, nicht wahr?“

„Ach, der arme; gerade dem ergeht es ja am übelsten! Wenn der fort muß von hier aus diesem Zauberlande, dann wird er nimmermehr ein froher Mann!“

Sie that, als ob sie ihn nicht verstände, und begann ihm alles das zu erzählen, was er von Schloimel Herschku schon erfahren hatte. Mit fast abgöttischer Liebe sprach sie von Demeter, ihrem Bruder, und horchte gespannt, als ihr Romed von jenem ewigen Freundschaftsbunde sprach, den die beiden jungen Männer auf der Hochschule zu Heidelberg geschlossen hatten. Dann wieder zitterte ein bitteres Weh durch ihre Seele, als sie von jenem schweren Opfer sprach, das sie ihrer Familie gebracht, als sie dem ungeliebten Manne, dem Greise, zum Altar gesollt war.

„Ich habe frühzeitig mit dem Leben abschließen müssen,“ endete sie seufzend.

Eine tiefe Erregung hatte sich Romed bemächtigt; ein Alp lastete auf seiner Brust; er wollte sprechen und vermochte es nicht, und doch fühlte er, daß sein Glück nur noch nach Augenblicken bemessen sei und daß es ihm auf Nimmerwiederkehr entsliehe, wenn er es jetzt nicht kühn ergreife. Gleich und bebend blickte er Irenen mit einer Glut der Leidenschaft an, vor der sie fast erschreckt das Auge senkte. Da kam jemand, der der Herrin meldete, daß die Schläfer im Gastzimmer sich aus dem betäubenden Schlummer emporzuraffen begannen, und obwohl Romed das Gespräch nicht verstand, so ahnte er doch dessen Inhalt.

„Och, geh,“ winkte er dem Diener mit einer Hast zu, die den Mann stupig machte. Kaum aber war der rete Fetz hinter der Gartenthür wieder verschwunden, als sich Romed zu Irenens Füßen warf. Er erfaßte ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

„Um Gottes willen, was thun Sie? Stehen Sie auf!“

Irene versuchte aufzuspringen, aber sie vermochte es nicht.

„Nicht eher, als bis Sie über mein Schicksal entschieden haben! Von diesem einzigen Augenblicke hängt mein und vielleicht auch Ihr Lebensglück ab, Irene. Meine Heimat ist hunderte von Meilen von hier, und wenn ich jetzt unerhört von Ihnen scheiden muß, so ist es auf immerdar. Irene, ich liebe Sie, seien Sie die Meine!“

Da neigte sie ihr Haupt an seine Brust und leise klang es von ihren Lippen: „Ich danke dem freundlichen Gesichte, das Sie hieher geführt hat, und ich glaube an Ihre Liebe, wie Sie der meinen glauben sollen: es ist die erste!“

Im Hofe wurden Stimmen laut. Schloimel Herschku, der gehört hatte, daß der am späten Abend eingetroffene Jäger schon mit Sonnenaufgang das Lager und nun wahrscheinlich auch das Haus verlassen habe, war in heller Verzweiflung, da er seinen Dukaten verloren glaubte. Er lief umher wie ein Besessener, und als er das weiße Gewand Irenens durch das Grün des Gartens schimmern sah, eilte er darauf zu. Romed und Irene traten ihm entgegen.

„Gott über die Welt!“ rief er, „was ich mer hab' gefordert. Hat mer getramt, daß der gnädige Herr san

gestorben ohne Testament. Sollen Sie leben noch hundert Jahr, wenn Sie mer geben mein' Dukaten!“

„Da habt Ihr fünf, edler Hermes,“ sagte Romed, und indem er Irenens Hand leise drückte, fügte er hinzu: „obwohl ich ihm seinen Dienst nicht mit all meinem Gelde bezahlen könnte.“

Herschku traute seinen Augen kaum: einen so freigebigen Bojaren hatte er noch nie gesehen. Er untersuchte die Dukaten mit größter Sorgfalt — sie waren gewiß falsch. Als er aber ihren vollen Klang geprüft hatte, geberdete er sich wie ein Verauschter.

„Gehen Sie jetzt, Herschku,“ befahl Irene lächelnd. „Ich habe jetzt keine Zeit für Sie!“

Schloimel entfernte sich unter Segenswünschen und fortwährenden tiefen Verbeugungen.

„Wie aber werden wir uns den fünf ‚Verzauberten‘ gegenüber verhalten, Irene?“

„Ich werde mich den Herren nicht mehr zeigen; da sie aber von Ihrer Ankunft schon gehört haben werden, so wird es das Beste für Sie sein, mit ihnen fortzureiten. Ich rufe dann Bruder Demeter schnell aus Mangalia hieher und komme in wenigen Tagen mit ihm nach Kistenbje, wo wir uns wiedersehen.“

„So nehmen wir denn jetzt Abschied,“ sagte Romed bewegt, und indem sie in das Haus traten, drückte er einen heißen, beseligenden Kuß auf ihre Lippen.

„Lebe wohl!“

„Auf Wiedersehen!“

Als er wieder hinaustrat, sah er sich dem Kapitäne gegenüber, der sich von Ali einen Eimer frischen Brunnenswassers über den glühenden Kopf gießen ließ.

„Teufel, diese Kopfschmerzen!“ wandte er sich an Romed, als ob dieser nie auch nur einen Augenblick von ihnen entfernt gewesen wäre; „brummt es Ihnen auch so in den Ohren? Das Zeug muß gepantscht gewesen sein!“

Auch Tschitschakoff, der jetzt herzukam, fand in Romed's Gegenwart durchaus nichts Auffälliges; erst durch den Doktor, der Romed willkommen hieß, belebte sich nach und nach sein Gedächtnis.

„Wo haben Sie denn gesteckt?“ fragte er gleichgiltig, wie einer, der keine Antwort erwartet.

Als endlich noch die beiden Rumänen, noch bleicher als sonst, erschienen, wurde der Gesellschaft türkischer Kaffee und dann auf Kohlen gebratenes Fleisch gereicht, während Ali die Pferde sattelte. Dann schwangen sie sich in ziemlich gedrückter Stimmung in die Bügel, ließen der Herrin den verbindlichsten Dank für die außerordentliche Bewirtung sagen und ritten zum Thore hinaus.

Nach einem kurzen Ritt hielt Karapantscha sein Pferd an.

„Ich bleibe nicht mehr auf dem Gaule,“ sagte er ärgerlich; „ich gehe zu Fuß und sollte ich neun Tage bis Kistenbje unterwegs sein. Mir wackelt das Gehirn im Kopfe bei jedem Schritte dieser Schindmähre!“

Er mußte den anderen aus der Seele gesprochen haben, denn im nächsten Augenblick waren sie alle außer Romed abgeseffen und gingen zu Fuß.

„Ich begreife nicht, was für einen Magen Sie haben, lieber Romed,“ sagte Tschitschakoff, der wieder vergessen zu haben schien, daß dieser ja an dem verhängnisvollen Mahl gar nicht teilgenommen hatte.

„Ich habe ihn wahrscheinlich nicht so arg beleidigt wie Sie den Ihrigen!“

„Was beleidigt!“ fiel ihm Veronesco ins Wort, ohne ihn recht verstanden zu haben. „Die Dame war aber auch zu empfindlich. Sie hätte sich zurückziehen können, ohne sich so herrenmäßig zu rächen. Denn daß sie uns etwas in den Wein hat mischen lassen, darauf schwöre ich!“

„Das liegt im Blut, guter Freund, und in der Rasse,“ meinte der Doktor; „übrigens ein verzeufelt schönes Weib!“

„Wäre ich nicht ein erklärter Feind der Ehe, so würde ich sie sofort heiraten,“ ergänzte Veronesco.

„Ach, was Sie nicht sagen!“ antwortete ihm Romed, mit einem halb verächtlichen, halb mitleidigen Blick auf den kleinen Lebemann mit dem spärlichen Haar und den aschfahlen Zügen. „Ein Glück für die Griechin, daß sie nicht ahnt, welchen Eindruck sie auf Sie gemacht hat. — Sie hätte keine ruhige Stunde mehr!“

Veronesco blickte zu ihm auf, um zu sehen, ob dies ernst gemeint sei. Da aber in Romed's Mienen nichts den Spott verriet, so war er sichtlich befriedigt.

„Ja, wir heißblütigen Rumänen sind da etwas schneller als ihr kalten Deutschen!“

„Gewiß!“ bestätigte Romed mit komischem Bedauern, aber doch gereizt; „wir kommen bei Herzensangelegenheiten immer zu spät, so wie ich gestern zu spät gekommen bin. Aber was gilt die Wette, daß ich Ihnen binnen acht Tagen die Dame als meine Braut vorstelle? Zugleich versichere ich auf Ehrenwort, daß ich sie gestern am späten Abend zum erstenmal gesehen habe, gleich Ihnen!“

„Ein hochfeines Diner an Bord der Cocatrice!“ rief der Kapitän.

Außerdem verpflichten wir uns solidarisch zu einem standesgemäßen Hochzeitsgeschenk,“ fügte Tschitschakoff hinzu. „Aber Ihre Gegenleistung in dem wahrscheinlichen Fall, daß Sie verlieren, Herr Romed?“

„Dann diene ich, anstatt meine Vergnügungsreise fortzusetzen, im letzten Kaffeehause von Küstendje drei Monate lang als Kellner!“

„Und ich,“ rief Karapantscha, „drei Monate lang als Küchenjunge auf der Cocatrice, wenn Sie gewinnen!“

„Alles lachte. Der Doktor fand die Wette so interessant, daß er sofort ein Blatt aus seinem Notizbuche riß, einen förmlichen Vertrag aufsetzte und diesen von allen unterzeichnen ließ. Damit war eine bessere Stimmung geschaffen, aber zur Fortsetzung der Jagd zeigte die Gesellschaft doch keine Lust mehr — die Kopfschmerzen wollten nicht weichen. Man bequemte sich endlich, die Pferde wieder zu besteigen, und am späten Abend langte man im Hotel Carol in Küstendje an.“

Sieben Tage waren schon vergangen, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Karapantscha machte sich über den „Zufünftskellner“ lustig, Tschitschakoff und die Engländer setzten schon die Speisefarte für ein Diner fest, welches man Romet zu Trost und Ehren noch geben wollte, ehe er von der „menschlichen Gesellschaft“ längerer Abschied nähme; Romet selbst fing an, unruhig und recht einsilbig zu werden: er verwünschte seinen Uebermut, mit welchem er sich zu der „frevelhaften“ Wette hatte hinreißen lassen. Am nächsten Mittag war seine Zeit abgelaufen und wenn Irene um eine einzige Minute zu spät kam, war er verloren. Vor seinen Jagdgefährten ließ er sich fast gar nicht blicken; die glühende Stirn an die Fenster Scheiben gedrückt, starrte er eben wieder auf die wogende See hinaus. Da brachte ihm der schwarze Portier ein Billet; hastig riß er es auf: dem Himmel Dank, er war gerettet! Soeben waren Irene und ihr Bruder aus Mangalia angelangt und sie erwarteten ihn in ihrem eigenen Hause, in jener geschmackvollen, niedlichen Villa, deren Fenster bis vor wenigen Stunden dicht verhängen waren. Als er dahin eilte, begegnete ihm Karapantscha.

„Wohin so eilig, lieber Romet? Den Kellnerfrack bestellen?“

„Nein, die Schürze für den Küchenjungen,“ lachte er. Karapantscha sah ihm kopfschüttelnd nach. „Da steckt eine Spitzfindigkeit hinter der Wette,“ dachte er bei sich, „denn gewinnen kann er sie doch nicht und ist so guter Dinge. Zum Glück ist alles genau und klar protokolliert — es gibt keine Ausreden!“

Am nächsten Morgen erhielt Romet eine von den fünf Genossen unterschriebene, in komischem Tone gehaltene Beileidsadresse, welche zugleich die Einladung zu einer Abschiedstafel enthielt, die Schlag zwölf Uhr im kleinen Pavillon des Hotels stattfinden werde. Den Kaffee — hieß es — würde man dann in jenem Kaffeehause nehmen, in welchem Herr Romet von nun an zu bedienen haben werde.

„Unser guter Deutscher muß als Mann von Ehre sogleich erscheinen,“ sagte Tschitschakoff, indem er auf seine Uhr sah, welche fünf Minuten vor zwölf zeigte.

„Da ist er schon!“ stieß Karapantscha mit vor Schrecken fast erstarrter Stimme hervor und wurde leichtschlaß.

Alle sprangen auf und den Fenstern zu. Bei Gott, da kam er und am Arme führte er die Griechin! Neben ihm schritt ein junger Mann; es war Demeter.

„Meine Herren,“ sprach Romet, indem er eintrat, „ich löse mein Wort und habe die Ehre, Ihnen meine Braut vorzustellen, in deren Hause wir vor acht Tagen gastliche Aufnahme gefunden.“

Zu sprachlosem Erstaunen blickten sich alle an; Karapantscha vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten. Sein Glückwunsch, den er gleich den anderen darzubringen hatte, klang so jammervoll traurig, daß Irene laut aufschrie.

Die Stimmung bei Tafel war anfangs etwas unbehaglich, aber Irene wurde auch hier durch ihre Lebenswürdigkeit bald zur Zauberein.

„Meine Herren,“ rief sie im Verlaufe des Festes, „wollen Sie mir wohl ehrlich sagen, ob Sie diesen Unvorsichtigen da — sie zeigte auf Romet — „wirklich seine ganze Strafe als Kellner hätten abbüßen oder Gnade für Recht ergehen lassen?“

„Wir hätten ihn begnadigt,“ beeilte sich Karapantscha zu beteuern und dabei richtete er einen fast flehentlichen Blick auf seine Freunde, denn er ahnte, warum Irene diese Frage stellte.

Die Gesellschaft gab denn auch schließlich die Erklärung ab, daß sie ihn bis auf einen dreitägigen Dienst im Frack begnadigt haben würde.

„Gut,“ meinte Irene schelmisch: „was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig. So bitte ich denn um Gnade für den — Küchenjungen!“

Ein dankbarer Blick Karapantschas streifte sie. „Aber drei Tage muß er doch auf der Cocatrice dienen!“ rief der Doktor.

„Und damit Sie sich von dem Eifer und Geschick überzeugen, mit welchem unser Freund Kartoffeln schälen wird, sind Sie meine Gäste für eine frohe Fahrt nach dem goldenen Horn,“ sagte der Kapitän. „Übermorgen stehen wir in See!“

Kunstpause.

(Bild S. 8.)

Das ansprechende Bild G. Probsts führt uns in das mit fein künstlerischem Sinne ausgestattete Atelier eines Malers. Der Künstler oder sein Modell, vielleicht auch beide, sind müde geworden; man kann nicht immerzu malen und kann auch nicht immerzu Modell stehen. So versüßen sie sich denn die kleine Kunstpause mit einer Cigarette und das Modell nimmt eben Feuer, während seine Hand die Hand des Künstlers zu besserer Erfüllung dieser Aufgabe festhält. Ein kleiner Imbiß, dessen Reste noch auf dem altdeutsch ausgeschmigten Stuhle sich befinden, scheint vorangegangen zu sein. Sie ist recht behaglich, diese Kunstpause; in duftigen blauen Ringeln steigt der Rauch des türkischen Krautes auf zur Decke, während durch das hohe, figurenbemalte Glasfenster ein warmes, gedämpftes Licht über Maler und Modell sich ergießt.

Gödöllö, Sommeritz der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.

(Bild S. 9.)

Gödöllö ist seit Jahren der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, welche fast jeden Herbst und einen Teil des Winters dort zubringen pflegt. Das Schloß ist nur für einen verhältnismäßig bescheidenen Hofstaat eingerichtet, trotz der Zubauten in den letzten Jahren, und es geht dabei sehr einfach zu. Dafür ist die Umgebung dieses Jagdschlusses um so herrlicher — ganz besonders gut geeignet für Jagden jeder Art. Leicht von der ungarischen Hauptstadt per Bahn oder Wagen zu erreichen, bietet die Umgegend von Gödöllö im Gegensatz zu Pest, das bekanntlich im Sandmeere des Rakos liegt, teils eine Reihe herrlich bewaldeter, teils mit Rebem bebauter Hügel und dann mächtige Eichenforste, welche sich von der Matra bis fast zum Parke des Schloßes erstrecken. Auch der Kaiser Franz Joseph pflegt zur Jagdzeit der Hirsche in dem Schloße Aufenthalt zu nehmen, denn die Eichenwälder sind reich an schönen Hirschen. So herrscht denn auf diesem idyllisch von der Welt abgetrennten kaiserlichen Jagdschloß oft ein sehr lebhaftes, buntes, vornehmeres Leben, wie unser schönes Bild dies veranschaulicht.

Japanischer Friedhof in Tokio.

(Bild S. 12.)

Eine der merkwürdigsten Städte der Welt ist Tokio (früher Jeddo genannt), die Haupt- und Residenzstadt des japanischen Inselreiches. Man hat sie ihrer ungeheuren Ausdehnung halber, welche derjenigen Londons gleichkommen soll, das Babylon des fernsten Ostens genannt. Mit dieser Vorstellung ging jene von einer ungeheuren Bevölkerung Zahl Hand in Hand; man sprach von zwei, drei, ja sogar fünf Millionen. Nach der letzten Volkszählung besitzt indes Tokio nur wenig über eine Million Einwohner. Trotzdem ist es eine der größten Städte der Erde, weil die Häuser klein sind — also nicht wie in unseren mehrstöckigen Gebäuden zahlreiche Familien beherbergen — und zahlreiche Gärten große Flächenräume einnehmen. Der bestbebaute Teil der Stadt ist derjenige, in welchem sich die ehemaligen Burgen der Feudalherren befinden. Es sind massige, weißgetünchte Gebäude mit schwarzen Ziegeldächern und schilfbewachsenen Wassergräben. Nicht ihnen fällt dem Fremden in Tokio nichts so sehr auf, als die vielen, durch ihre Gestalt so seltsamen Tempel und die Friedhöfe. Die Japaner bekennen sich teils zum Buddhismus, teils zur sogenannten Sinto-Religion. Die letztere ist eine Naturreligion und ist uralte. Zwischen den göttlich personifizierten Naturkräften und den Menschen spielen die sogenannten Schutzgötter oder „Kami“ die Vermittlerrolle. Der Kamikultus, nach chinesischem Ausdruck Sinto genannt, ist die eigentliche Staatsreligion Japans.

Gleichermaßen überwiegt der Buddhismus. Dieser trat in Japan um die Mitte des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung auf. Buddha hatte keinen Götterhimmel geschaffen; sein „Nirvana“ bestand einfach in dem Aufgehen der individuellen Existenz, in dem eigenschaftslosen Nichtsein, wo der Mensch durch Erwerb der höchsten Erkenntnis und durch Ausübung der vollkommensten Tugenden die ewige Ruhe ohne Auferstehung oder Wiedergeburt finden könne. Daraus erhellt, daß der Buddhismus (also auch der buddhistische Japaner) weder den Tod noch die Götter fürchtet. Mit den letzteren stellt er sich gewissermaßen auf kameradschaftlichen Fuß. Mit heiterer Miene betritt er den Tempel und erledigt die formelle Gottesverehrung so rasch als möglich. Dieselbe ist mitunter von verblüffender Einfachheit. Ein Andachtsbedürftiger tritt ein, kniet in die Hände, um den Ueberirdischen seine Anwesenheit im Tempel anzuzeigen, und entfernt sich rasch, um seinen Geschäften nachzugehen.

Diesen Verhältnissen entsprechend sind auch die japanischen Friedhöfe etwas ganz anderes als bei uns. Sie bilden meist die herrlichsten und lebenswertesten Parks im Lande. Berühmt sind die Totenhaine von Schioma, wo die altjapanischen Kaiser ruhen, und die Totenstätte von Ujeno, der Ruheort der Kaiserinnen. Alle Friedhöfe sind lichte Haine aus Zedern, Föhren, Cypressen und seltsamen einheimischen Baumgewächsen. Die Grabmonumente sind meist steinerne Sockel, welche mit einem Knauf abschließen, der die Form einer japanischen Laterne hat. Steinerne Geländer oder reich geschnitzte hölzerne Schranken isolieren die Gräber vornehmer Toten von den anderen. Dazwischen gibt es Rawojolen in Form kleiner Tempel, Treppen, welche zu erhöhten Punkten emporführen, Anlagen mit Wasserspielen: kurz, der japanische Friedhof ist ein Ort, in welchem die Schwermut nicht aufkommen kann, so wenig wie in der beweglichen japanischen Volksseele selbst.

G. L.

Sonntagmorgen in Georgetown, Demerara.

(Bild S. 21.)

Als die Holländer sich an der Nordküste von Südamerika niederließen, errichteten sie vor allen Dingen einen hohen See-Deich zum Schutze des niedrigen, sumpfigen Küstenlandes; hinter diesem Deiche entstand dann allmählich die Stadt Georgetown, jetzt die Hauptstadt von Britisch Guayana, an der Mündung des Demerara. Der Grund und Boden, auf welchem die Stadt ruht, ist dem Meere oder vielmehr dem Strome abgemessen, denn das Leuchtfeuer, welches den Eintritt in den Demerara kenntlich macht, liegt heute neun englische Meilen vom Strande entfernt, so daß sämtliche ankommenden Schiffe genötigt sind, einen Loten an Bord zu nehmen, um sie durch den engen Kanal, der das Fahrwasser bildet, zwischen den Schlammriffen hindurchzuführen. Schon weit draußen an der Mündung erhält man den untrüglichen Beweis von dem morastigen, schlammigen Charakter des Landes, wenn man aus dem klaren, grünen Wasser des atlantischen Ozeans in den Fluß eintritt, dessen Wasser eine trübe gelbliche Farbe hat und wie Erbsensuppe aussieht.

Bei der Landung wird der Reisende von einer Menge Träger und Kab-Kuhler, sämtlich natürlich Schwarze in den verschiedensten Nuancierungen, umringt, welche fragen, in welchem Hotel man absteigen will, eine sehr überflüssige Frage, da in ganz Georgetown überhaupt nur ein Hotel, das Turmhotel, existiert, das am Ende der Wasserstraße in der Nähe des Klubhauses liegt.

Die Stadt bietet einen sehr freundlichen Anblick dar. Die meistens hübsch und geschmackvoll gebauten Wohnhäuser liegen in Gärten, von Bananen und Kokospalmen umgeben, die Straßen sind außerordentlich sauber. Auf jeder Seite der letzteren sind Gräben gezogen, in denen das schmutzige Wasser aus den Häusern abfließt; zur Ebbezeit werden an geeigneten Stellen angebrachte Schleusen geöffnet, aus denen dieses Abwasser abläuft; sobald die Flut eintritt, werden die Schleusenthüren wieder geschlossen, worauf das Wasser aus der Wasserleitung, die von den ziemlich weit entfernt liegenden Bergen nach der Stadt geführt worden ist, in die Straßengräben gelassen wird und allen Unrat nach den Schleusen hinunterschwemmt. Da diese Gräben offen sind, so wird der Geruch des fauligen Wassers vom Winde nach der See zu getrieben, die ohnehin so ungeliebte, fiebererzeugende Luft von Georgetown also nicht noch schädlicher gemacht; überhaupt wird der Aufenthalt in der heißen, niedrig gelegenen Stadt einigermaßen erträglicher und gesunder durch einen regelmäßig vom Oktober bis Mitte Juni von dem bergigen Inlande herabwehenden Winde, um so schauerhafter ist es aber auch, während der übrigen drei Monate in Georgetown leben zu müssen.

Wie bereits erwähnt, ist Georgetown eine recht hübsche Stadt. Die breiten Straßen, welche namentlich nach dem Brande, der vor einigen Jahren fast die ganze Stadt zerstört hat, neu und praktisch angelegt wurden, haben in der Mitte breite Gräben, zu beiden Seiten mit einem guten Reitwege, Trottoirs und breiter Fahrstraße. Von einem erhöhten Standpunkte aus gesehen, zeigt Georgetown ein recht hübsches Bild; die weißen, schmutigen Häuser schimmern aus dem dunklen Grün der Gärten hervor, in deren Mitte sie liegen, umgeben von der ganzen üppigen Vegetation der Tropen.

Die Kleidung der Einwohner, die überwiegend aus Negern bestehen, ist mannigfaltig und oft recht komisch, indes sind der faltige weiße Rock und das volle Nieder am meisten vertreten. An Sonntagen erscheinen die schwarzen Damen in ihrem besten Staate, tout comme chez nous, die weißen Röcke bis ins unendliche aufgebauht; die ganz steif gestärkten und hoch hinaufgehenden Busenstreifen kontrastieren scharf mit den dunklen Gesichtern; um den Kopf ist gewöhnlich ein weißes oder buntes Tuch gewunden und auf diesem erst ein Hut nach der neuesten Mode Europas befestigt. Unter den jüngeren dunkelfarbigen Ladies sieht man zuweilen recht hübsche Erscheinungen, nur schade, daß dieselben meistens sehr durch die abheuligen großen Füße, diese Eigentümlichkeit der Negerrasse, beeinträchtigt werden. Die älteren schwarzen Herren sehen mit ihren graumelierten, respektive weißen, großen Badenbüden, weißen Cylindern, schwarzem Frack nebst weißen Beinleidern recht stattlich und ganz würdig aus, während die Eleganten und Dandies oft das Unglaubliche leisten in schreienden Farben und komischer Zusammenstellung ihrer Kostüme.

Die Bevölkerung von Georgetown hat jetzt die Fiffer fünfzigtausend erreicht und ist aus fast allen Nationen der Erde zusammengesetzt, vorwiegend sind, wie bereits gesagt, die Neger und Mulatten, dann sind am zahlreichsten die Chinesen und Hindus vertreten, von denen ungefähr sechzigtausend bei der Judentumkultur beschäftigt sind, eine nicht geringe Anzahl sich indes auch in Georgetown niedergelassen hat. Außer Engländern und einigen Nordamerikanern sieht man noch Portugiesen, Holländer, Franzosen und einige wenige Deutsche in der Stadt, die entweder ständig dort wohnen oder sich zeitweise dorthin aufhalten, wenn sie von ihren Besitzungen im Innern hereinkommen, um ihren Geschäften obzuliegen.

Eichhörnchen als Vertilger der Schwämme.

Ein fortgesetztes Beobachten dieses anmutigen Bewohners der heimischen Wälder in dem hannoverschen Stadtfors Eilenriede hat das Eichhörnchen als einen überaus eifrigen Vertilger ungenießbarer Schwämme erkennen lassen. Das elastische Quäken und Quäpfen dieses Tieres auf dem Boden scheint nur einer Suche nach Schwämmen zu gelten. Die von dem Eichhörnchen aufgefundenen Pilze gehörten meist dem Boviis (Lycoperdon verrucosum) und den ungenießbaren Arten von Agaricus und Boletus an. Nicht zu verkennen ist zwar das Aufheben wertvoller Waldsamen und das Ausbeissen von Gipfeln, sowie das Verzehren von Eiern und Jungen kleiner Singvögel von seiten der Eichhörnchen; ein Wäldchen würde jedoch nur dann ratlos sein, wenn die Eichhörnchen in überaus großer Anzahl im Revier vorhanden sind.

Saalfeld in Thüringen.

Von

Ferdinand Müller-Saalfeld.

Mit Originalzeichnungen von L. G. Frenzel.

Dem Reisenden, der sich auf der kürzesten Bahnlinie über Halle, Gera und Probstzella aus dem Norden Deutschlands nach Bayern begibt, bietet sich ein überraschender Anblick dar, wenn er an den ausgedehnten Anlagen des Eisenwerkes bei Unter-



Das Dortthor.

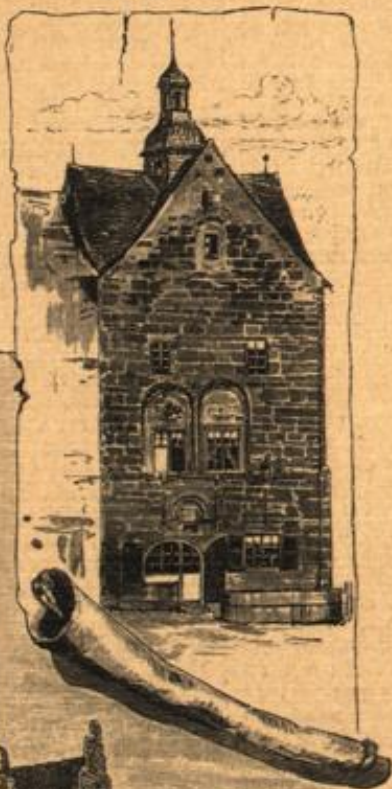
wellenborn vorbeigefahren ist. Mit einemmale liegt das breite, schöne Saalthal vor ihm; am Fuße der dichtbewaldeten, blau-schimmernden Berge, die im Hintergrunde des anmutigen Landschaftsbildes emporragen, erbllickt er auf hohem Uferlande die Stadt Saalfeld. Einzelne Türme und hohe Gebäude von altertümlicher Bauart, sowie Ueberreste der alten grauen Stadtmauer, die zwischen den Häusern modernen Stils zu erkennen sind, sprechen davon, daß die Stadt schon eine lange Vergangenheit hinter sich hat; eine große Anzahl hoher qualmender Schornsteine gibt den Beweis dafür, daß sie es auch verstanden hat, den Forderungen der rasch vor-

Nach der Wiederherstellung.



Die Hofapotheke.

Vor dem Brande.



wärts strebenden, rüstig schaffenden Gegenwart im Kampf ums Dasein sich anzupassen. Es verlohnt sich, der alten Residenz, Kreis-, Münz- und Bergstadt, wie ihr Titel lautet, einen Besuch abzustatten.

Um vom Bahnhof nach der Stadt zu gelangen, muß man den Fluß überschreiten. Die steinerne, auf breiten Pfeilern ruhende Saalbrücke hat schon manchem Jahrhundert standhaft getrotzt, jetzt aber sind ihre Tage gezählt. Da sie für den lebhaften Verkehr nicht breit genug ist und vermöge ihrer Bauart auf Hochwasser und Eisgang der Saale schon öfters stauend eingewirkt hat, muß sie demnächst abgebrochen und durch eine neue Brücke ersetzt werden. Durch das im dreizehnten Jahrhundert erbaute Saalthor mit seinem durch einen Stufengiebel sich auszeichnenden viereckigen Turm betritt man die Stadt. Die anderen noch vorhandenen Stadttore sind, nachdem sie mehrfach durch Brand beschädigt worden waren, im vorigen Jahrhundert aus Holz und Schiefer neu aufgebaut worden; nur das Dortthor zeigt sich noch in seiner alten, ursprünglichen Gestalt. Es besteht aus einem stattlichen, viereckigen Turm, welcher eine Mauerkrone trägt. Sein Name soll aus Dortthor verdorben sein — Porta Vardiana sive Pagana wird es in Ehlvesters Liebs „Saalfeldographia“, 1625, genannt.

Wir wenden uns zunächst der Ruine der Sorbenburg zu, die auch den Namen „Hoher Schwarm“ führt. Mit ihren beiden schlanken Türmen, nebst dem sie verbindenden hohen Mauerwerk, aus dessen Fugen grünes Gesträuch frohlich emporwächst, bildet sie eine malerische Zierde des Saalthals; als ein Wahrzeichen der Stadt überragt sie hoch die Dächer der sie umgebenden Häuser. Die Sorbenburg ist im Kampfe der Thüringer gegen die bis an die Saale vorgedrungenen Sorben von Karl dem Großen oder von dessen ältestem Sohn im Anfang des neunten Jahrhunderts erbaut worden. Im Jahr 1198 wurde sie gleichzeitig mit der Stadt durch Hermann von Thüringen erobert und verwüstet, 1290 durch Rudolf von Habsburg gänzlich zerstört.

Nicht weit entfernt von der Sorbenburg liegt der Riperstein, der gewöhnlich nur „das Schloßchen“ genannt wird, auf einem nach der Saale zu schroff abfallenden felsigen Vorsprung. Der Hauptbau stammt jedenfalls aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts; die zahlreichen Giebel haben durch Reihen von eingeleiteten Bölbungen und durch kleine, freistehende weiße Säulen, welche stufenweise emporsteigen und durch ausgeschweifte oder bogenförmige Streben unter einander verbunden sind, eine eigentümliche Verzierung erhalten.

Auf dem schönen, geräumigen Marktplatz steht das

altertümliche Rathaus, welches in den Jahren 1526 bis 1534 erbaut wurde und mit seinen Erkern, Giebeln und Türmen und dem vorspringenden Treppenhause einen interessanten Anblick gewährt. Sehenswert ist auch der Ratsteller mit seinem prächtigen Kreuzgewölbe, welches mit buntem Steinbildwerk geschmückt ist.



Die Saalbrücke und das Saalthor.



Ruine der Sorbenburg.

Dem Rathaus gegenüber an der andern Seite des Marktes liegt die Hofapotheke. Die Apotheke, welche das älteste Gebäude der Stadt war und ihrer Bauart nach aus dem zwölften Jahrhundert stammte, wurde 1880 durch eine Feuersbrunst fast vollständig zerstört. Auf Veranlassung des kunstsinnigen Landesherren, des Herzogs Georg von Meiningen, wurde sie aus den alten Steinen in dem ursprünglichen romanischen Stil wieder aufgebaut. Der riesige Brunnenbrunn, welcher früher vor dem Gebäude stand, ist jetzt verschwunden. Im Innern des Verkaufsgewölbes sind die folgenden, vom Schreiber dieser Zeilen verfaßten Sinnsprüche angebracht:

Das alte Haus verschlang der Brand,
Das neue schätze Gottes Hand.

Trist, deutscher Mann, getrost herein,
Sieht auf den Büschen auch Latein.

Wohl besser ist's, du bleibst mir fern,
Doch kommst du her, seh' ich dich gern.

Du hast nicht gern die Apotheken?
Noch schlimmer, Freund, sind Hypotheken.

Gut schmeckt die heiße Speise und Trank,
Doch werde mir auch manchmal krank!

Nachtschlaf hab' ich angebracht,
Doch schlaf' auch ich gern in der Nacht.

Unmittelbar hinter der Apotheke liegt die St. Johanniskirche, ein alter, rein gotischer Bau mit einem reichen Portal, an dem sich über einem trefflich ausgeführten Relief des Weltgerichts das Bildnis Johannes des Täufers, des Schutzpatrons der Kirche und der Stadt, befindet. In der unter der Kirche liegenden herzoglichen Gruft ruhte bis zum Jahr 1811 der Leichnam des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der am 10. Oktober 1806 im Kampfe gegen die französische Uebermacht in dem Gefecht von Saalfeld seinen Tod fand.

Bei einem Gang durch die Straßen der Stadt finden wir merkwürdige Beispiele dafür, wie eng Vergangenheit und Gegenwart hier sich berühren. Zu Füßen der altberühmten Sordenburg ist das neue städtische Schlachthaus erbaut worden; die alte Parfüher- oder Ritzkirche, in welcher im Jahre 1578, als Jena von der Pest heimgesucht wurde, die Jenerer Universität ein Unterkommen fand, dient jetzt als Malzhaus; im Ritzstein, der einst von den Grafen von Schwarzburg bewohnt wurde, wird Lohgerberei betrieben; dicht neben dem stattlichen Gebäude, welches sich die Reichspost in der Plankenburgerstraße erbaut hat, liegt eine niedrige Schmiede, in der vielleicht Piccolominis Reiter, als die Stadt von den Schweden belagert wurde, ihre Kasse beschlagen ließen.

Harte Zeiten und schwere Drangsale hat die Stadt Saalfeld während ihrer tausendjährigen Vergangenheit zu bestehen gehabt, aber ungebeugt und lebenskräftig blickt sie der Zukunft entgegen. Wie in früheren Zeiten wird auch jetzt noch Feld-, Garten- und Obstbau betrieben und mit



Das Rathaus.

den Bewohnern des Waldes, namentlich auf den zahlreich besuchten Wochen- und Jahrmärkten, ein lebhafter Geschäftsverkehr unterhalten. Der Bergbau, welcher im sechzehnten Jahrhundert über achtthundert Arbeiter beschäftigte, hat zwar fast ganz aufgehört, dafür ist Saalfeld aber in der neuen Zeit der Sitz einer blühenden kräftig aufstrebenden Industrie geworden, deren Haupterzeugnisse in Nähmaschinen, Erbsen- und Tuschfarben und Drahtwebereien bestehen.

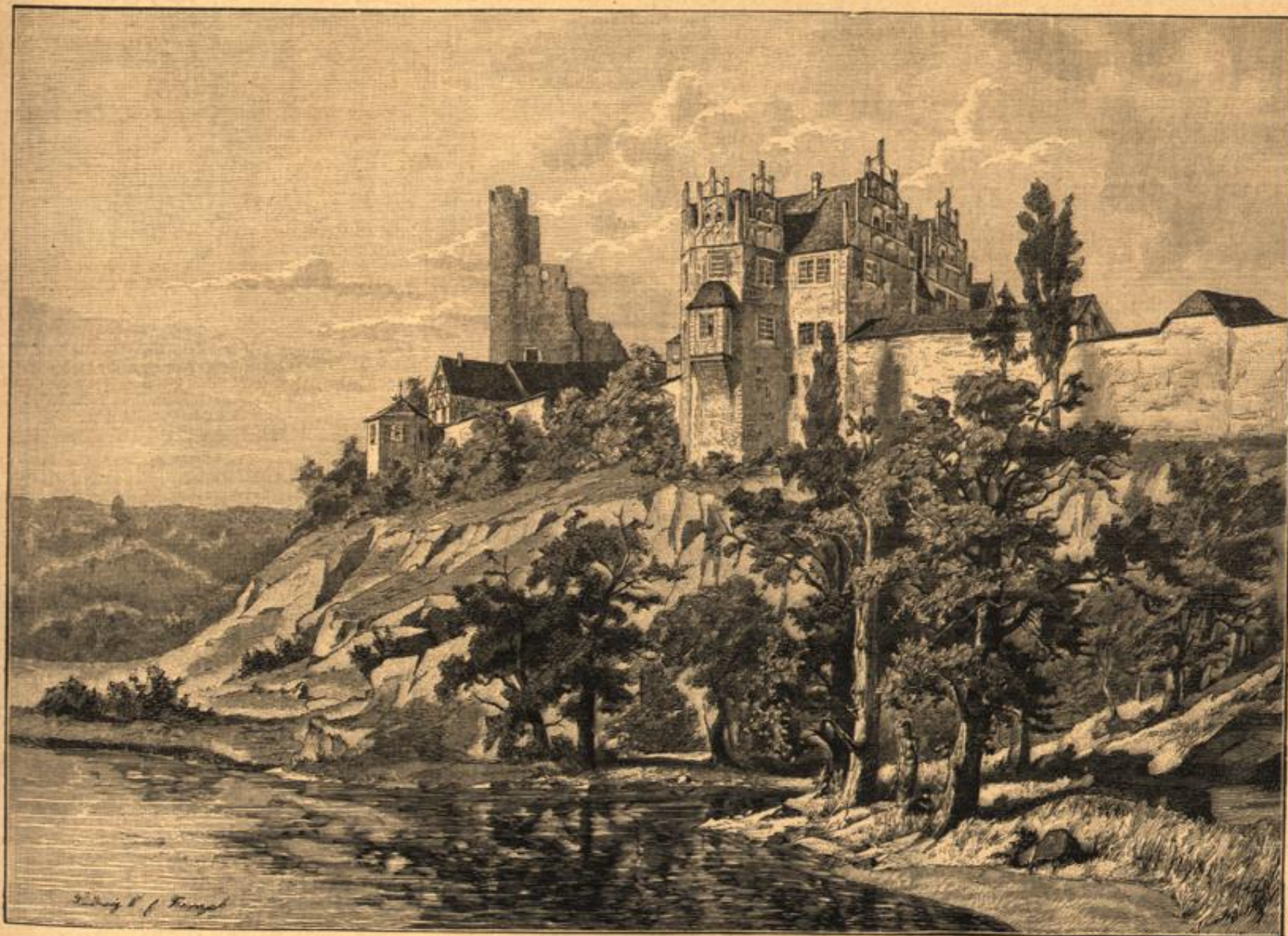
Die nähere und weitere Umgebung Saalfelds ist ungemein reich an landschaftlichen Schönheiten. Der Thüringerwaldverein hat durch farbige Zeichnungen dafür gesorgt, daß auf den benachbarten Bergen der Wanderer auf den sich vielfach kreuzenden Waldwegen sicher die herrlichsten Aussichtspunkte erreicht; in den Thälern der Saale, der Loquitz und der Schwarzja können innerhalb weniger Stunden die lohnendsten Ausflüge unternommen werden. Wer aus dem geräuschvollen Leben und Treiben der großen Städte nach einem stillen, schönen Erdemwinkel sich hinweglehnt, wer Freude an dem Verkehr mit einer Bevölkerung empfindet, die mit thüringischer Gemüthlichkeit süddeutsche Lebenslust vereinigt, dem kann die gute alte Stadt Saalfeld zu längerem oder längerem Aufenthalt auf das Beste empfohlen werden.

Sinnsprüche.

Nichtiges Gold stiehlt der Dieb, warme Herzen der Verleumder.

Die Sünden der Jugend verfinstern das Antlitz des Menschen im Alter.

Die beste Art, sich an jemand zu rächen, ist die, es ihm nicht gleich zu thun.



Das Schloß Ritzstein.

Schlauer Schmuggel.

Aus dem Seemannsleben

von

Christian Benckard.

(Alle Rechte vorbehalten).



Kapitän von Treuenfels, der Kommandant der im Hafen von Apia ankernden Korvette „Venus“, war auf den schönen Namen seines Schiffes mindestens ebenso stolz wie auf seinen eigenen schönen Namen. Wenn er Sonntags große Inspektion der sämtlichen Schiffsräume abhielt, zitterten Offiziere und Mannschaften vor den scharfen Blicken des Gesträngens, die alle Ecken und Winkel nach einem liegengebliebenen Staubkorn durchsuchten, denn wenn irgendwo auch nur ein Atom von Schmutz zu sehen war, gab es ein fürchterliches Donnerwetter:

„Die Venus war keine Ruhmagd, sondern die schaumgeborene Göttin der Schönheit, und Sr. Majestät Schiff, das ihren Namen führt, soll ein schwimmendes Schloß sein und kein Schweinefall! Verstanden?“

Natürlich verstanden die Untergebenen diese sehr unzuweilige Sprache, und sie wären herzlich froh gewesen, wenn es dabei geblieben wäre, aber jetzt kam erst die Reihe an sie selbst. Die Mannschaften der Schloßwache in Berlin sollten Schmutzfinstern sein gegen die Vertreter der deutschen Flagge im Auslande, und weissen Anzug und Haltung nicht über jeden Tadel erhaben war, der konnte sich die Mühe ersparen, in den nächsten vier Wochen um Urlaub zu bitten.

Noch mehr aber als auf die Sauberkeit hielt Kapitän von Treuenfels auf die gute Führung seiner Mannschaft, insbesondere — und das ist ein heiliger Punkt bei den Matrosen — auf Nüchternheit in und außer Dienst. Wer angeheitert vom Urlaub zurückkam, konnte sicher sein, daß er während der ganzen Reise keinen Fuß mehr auf den festen Boden setzen durfte, und daß die Leute an Bord nüchtern blieben, dafür sorgte schon der Kommandant. Bei harter Arbeit und schlechtem Wetter ließ er es an einem wärmenden Schnaps nicht fehlen, sonst gab es aber keinen Tropfen Feuerwasser, und nicht einmal der Bouteillier durfte „sich einen Kleinen genehmigen“, wie er sich ausdrückte.

Trotz alledem war es dem Kapitän in der letzten Zeit oft so vorgekommen, als ob er eine oder der andere seiner Matrosen nicht ganz nüchtern sei. Er sagte zwar nichts, weil er seiner Sache nicht sicher war, und beschränkte sich vorläufig auf die genaue Beobachtung der Mannschaft. Waren die Leute wirklich im Besitze von geistigen Getränken, so wurden diese vom Lande her eingeschmuggelt, und das mühte sonderbar zugehen, wenn da keine genaue Kontrolle zu führen wäre.

Die erste Maßregel gegen die Spirituosenzufuhr war die Verdoppelung der Oberbords- und Batteriestrafen. Sowohl die Befehlungen der im Hafen liegenden fremden Schiffe, als auch die Samoaner wunderten sich nicht wenig, daß bei der Annäherung eines Bootes aus jeder Kanonenpforte der Venus ein Matrose mit dem blanken Seitengewehr im Arm herauslugte und das ankommende Fahrzeug mit durchdringenden Blicken musterte. Auch die Decksposten schienen Löcher in jedes unschuldige Kanoe gucken zu wollen, denn § 1 der Wachinstruktion lautete: „Aupassen, daß kein Schnaps an Bord gebracht wird.“

Die Beurlaubten hätten sich ja Feuerwasser genug mitbringen können, wird man vielleicht denken. Ja wohl, wenn sie nicht bis auf die Haut vikariert worden wären. Kapitän von Treuenfels war ungeheuer findig, findiger noch — und das will doch viel heißen — als die deutsche Reichspost; er ließ die vom Lande zurückkommenden die Schuhe ausziehen und die Hosenstaschen umkrempeln und tröstete sich von Tag zu Tag mit den Worten: „Ich komme doch noch dahinter.“

Den dringendsten Verdacht hegte er gegen die sogenannten Bumbotsleute, eingeborene oder chinesische Händler, welche täglich nach dem Mittagessen ihre Ware an Bord brachten und feilboten. Den Zutritt zum Schiffe mochte ihnen der Kommandant nicht verbieten, weil er wußte, daß seine Leute, denen er ein nüchternes Vergnügen von Herzen gönnte, ihre Freude hatten an dem Bazar, den die Verkäufer auf dem Oberdeck und in der Batterie improvisierten. Untersucht wurde aber jedes Taschentuch, darauf konnten sich die fliegenden Kaufleute verlassen, und es wurde ihnen tagtäglich von neuem klar gemacht, daß auf dem Vergehen des Spirituosen Schmuggels die Strafe des Ueberbordwerfens, sowohl des Verkäufers wie seiner Ware, stehe.

Heute war es wieder besonders lebhaft in der Batterie. Die Samoaner brachten Korallen und Muscheln zum Verkauf, kleine bunte Vögel, kunstvoll gewebte Matten, Holzmasken und Götzenbilder. Die beiden letzteren Artikel werden natürlich eigens für den Export hergestellt, denn die Bewohner der Samoainseln haben schon längst ihre Pfeile und Bogen mit Feuerwaffen vertauscht, noch länger ist es her, daß sie hölzerne oder steinerne Götzen anbeteten; immerhin sind die Europäer auf diese Sachen sehr erpicht, also fabriziert man sie. Andere Inselaner häufen Berge von Kokosnüssen, Bananen, Limonen, Apfelsinen und Ananas vor sich auf und erzielen trotz der niedrigen Preise einen sehr ansehnlichen Gewinn, denn die Ware ist von herrenlosen Bäumen gepflückt oder die Händler haben bei ihren nächtlichen Einfällen das Zahlen vergessen. Den gutmütigen braunen Burischen kommt es auf eine Handvoll Bananen mehr oder weniger nicht an, und wenn ihnen einmal eine Ananas wegstibigt wird, thun sie, als sei nichts geschehen, oder sie lachen sogar dazu.

Anderes ist's mit den bezopften Edeln des himmlischen Reiches der Mitte. Selbst geringe Spitzbuben, sind sie mißtrauisch gegen jedermann, ihre schlauen Piratenaugen überwachen Ware und Käufer fortwährend, jedes eingenommene Stück Geld wird auf seine Echtheit geprüft. Man sollte ihnen eigentlich gar nichts abkaufen, aber wo bekäme man dann die schönen Sachen her, die nur sie feilhalten? Feine Elfenbein- und Holzschmuckstücke liegen vor ihnen ausgebreitet, feidene Tücher, aus Korallen und Muscheln gefertigte Rippfächer, Photographien von Land und Leuten, Schreibzeug, Tabak und Pfeifen — kurz alles, was das Seemannsleben begehrt. Nur einer der Schlüßlinge führt auch Kokosnüsse, wodurch er sich die Verachtung seiner Landsleute zu-

zieht, denn an den Früchten ist nicht viel zu verdienen, weshalb sie den Handel damit den dummen Eingeborenen überlassen.

Da der Dienst um drei Uhr wieder beginnt, müssen die Verkäufer bald wieder ihre Siebenstachen zusammenpacken und das Feld räumen. Der Kommandant atmet beim Abzug des letzten erleichtert auf und verläßt den seither innegehabten Beobachtungsposten in der Hinterbatterie, um sich in seine Kajüte zu begeben.

Auf der Treppe prallt er gegen einen Matrosen an, der sofort kehrt macht und Reißaus nimmt. Aber der Kapitän eilt ihm nach und ruft, ihn am Arm fassend:

„Mensch, Sie haben Schnaps getrunken! Leugnen Sie nicht, man sieht es Ihnen auf den ersten Blick an.“

Keine Antwort.

„Wollen Sie reden oder nicht? Wo ist der Schnaps versteckt?“

„Nirgends, Herr Kapitän.“

„Sie leugnen also, daß Sie angetrunken sind? Gut, ich werde es Ihnen beweisen. Marsch, ins Lazarett!“

An ein Ausweichen ist nicht zu denken; der Sünder wird durch das Zwischendeck nach dem Lazarett eskortiert, wo Krankenwärter und Kranke beim Eintritt des Höchstkommandierenden in die Höhe fahren.

„Lazarettgehilfe, rufen Sie mir sofort den Stabsarzt!“

„Zu Befehl, Herr Kapitän!“

Der Verurteilte erscheint und ist höchlich erstaunt über die an ihn gerichtete Frage:

„Herr Stabsarzt, ist der Mann betrunken?“

„Das kann ich auf den ersten Blick nicht sagen.“

„Dann untersuchen Sie ihn, bitte, aber sofort.“

Der Jünger Askulaps sieht dem „Patienten“ in die Augen, er fühlt seinen Puls und betastet seine Schläfen. Als ihn der Atem des Mannes streift, ist er nicht mehr im Zweifel, daß der Verdacht des Kommandanten begründet ist, aber er kennt dessen Strenge in solchen Fällen und möchte eine ungebührlich harte Bestrafung des sonst ordentlichen Burischen verhindern.

„Mit Bestimmtheit läßt sich nichts feststellen, Herr Kapitän,“ sagt er achselzuckend.

„So, dann will ich Ihnen zeigen, wie das gemacht wird, obgleich ich nicht Medizin studiert habe. Geben Sie einmal acht: Stillestanden!“

Der Matrose beißt die Zähne aufeinander und steht wie eine Mauer.

„Arme vorwärts streckt; Fersen hebt; Fingerspitzen zusammen! Sehen Sie wohl, Herr Stabsarzt, wie er wackelt! Sehen Sie wohl, daß seine Finger zittern und nicht neben einander liegen bleiben können? Dies ist das untrügliche Zeichen der Trunkenheit, wenn es die Professoren auch nicht kennen. Aber ich kenne es, lieber Herr, und behaupte: der Mann ist nicht nüchtern. Basta!“

„Das Schiff schlingert,“ höhnt der Gefolkerte, um sein immer härter werdendes Wanken zu motivieren.

„Nein, das Schiff liegt ruhig, aber Sie schlingern. Mensch, wo ist der Schnaps?“

„Weiß nicht, Herr Kapitän.“

Lazarettgehilfe und Kranke vertrocknen sich vor dem Donnerwetter, das nun losbrach. Aber es half alles nichts, denn der Matrose leugnete hartnäckig, und wären ihm Daumenhaken angelegt worden, so hätte er vermutlich doch kein Geständnis abgelegt. Nichtsdestoweniger wurde er in Freiheit gesetzt, denn das Gerechtigkeitsgefühl des Kommandanten protestierte gegen die Bestrafung eines Verbrechens, dessen Schuld nicht erwiesen war. „Ich werde der Sache schon auf den Grund kommen,“ sagte der Gestränge und ging.

Wacht Tage später wurde der geschilderte Vorgang durch ein anderes, weit wichtigeres Ereignis in den Hintergrund gedrängt: die Post hatte die Heimatsordre überbracht. Der lange weiße Wimpel, der von der Spitze des Großmastes in fahmem Bogen über den Kreuzmast hinweg in die Lüfte wehte, verkündete der Welt, daß die Venus, welche zwei Jahre in der Südsee gekreuzt hatte, sich zur Heimfahrt rüstete.

In Apia sah man das schmucke Schiff nur ungern scheiden, denn die Blaujaken hatten sich hier so heimisch gefühlt und so viel Geld sitzen lassen, daß man nicht einjah, warum sie nicht immer hier blieben. Auf alle Fälle mußten die wenigen Tage vor der Abreise noch tüchtig ausgenützt werden, um den losen Vögeln die gestern empfangene Löhnung abzunehmen; Gelegenheit zum Geldausgeben fanden sie ja genug an Bord.

Die Bumbotsleute machten in der That brillante Geschäfte. Hier wurde Briefpapier gekauft, um denen in der Heimat die baldige Rückkunft zu melden, dort versorgte man sich mit Tabak und mit Kokosnüssen, die, wie die übrigen Waren, sorgfältig verkauft wurden. Dieser erstand eine schöne geflochtene Matte für Ritterschens gute Stube, jener ein grinsendes Götzenbild für den raritätengierigen Onkel, und der dritte meinte, sein Schwesterlein, das inzwischen wohl ein großes Mädchen geworden sei, könnte den chinesischen Handschuhkasten sehr gut gebrauchen. Die rosenroten Halbstücker waren natürlich für die Herzallerliebste bestimmt, die daheim ihres Amoroso harrete; daß der Schlingel sich in der Südsee einen braunen Schatz angeschafft habe, brauchte sie ja nicht zu wissen. Am begehrtesten waren aber die Kokosnüsse, und der am Schornsteinmantel stehende Kommandant freute sich sehr über die Vorliebe seiner Matrosen für Kokosmilch.

Als er an einem der chinesischen Händler vorüberkam, erstaunte er, diesen einen halben Dollar für eine Kokosnuss fordern zu hören. Der Matrose hatte ganz recht, als er antwortete:

„Half a dollar? Du bist wohl verrückt, mein Jung!“

„Not too much!“ (Nicht zu viel), eiferte der Schlüßling;

„looki here, large one!“ (Sieh her, dies ist eine große).

Diese im schönsten Plattdeutsch und reinsten Bidsen-Englisch geführte Verhandlung führte zu dem Ende, daß der Bezopfte einen Vierteldollar für die Nuss erhielt. Das war horrent! Am liebsten hätte der Kommandant den frechen Wucherer von Bord gejagt, aber es wäre ihm von seinen Leuten doch nicht gedankt worden. Schön waren ja die Früchte allerdings; er konnte sich eigentlich auch einige davon mitnehmen.

„Lacht euch nicht stören,“ sagte er leutselig, als die Matrosen bei seinem Erscheinen erschreckt auseinanderstoben, „ich will auch noch einen Einkauf machen.“ Aber die Mannschaften bleiben scheu in der Entfernung stehen und der Kapitän macht sich ins-

geheim Vorküßler, sie durch allzu große Strenge verschlichtert zu haben. Nun, er will auf der Heimreise alles wieder gut machen.

Der verächtliche Chinese ist gleichfalls ausgeprungen und bietet dem hohen Käufer unterwürfig grinsend die kleinsten Nüsse an.

„Ich will aber diese hier.“

„No good, no good!“

„Unfinn, warum sollen die nicht gut sein?“

„No good; small one more better.“ (Die kleinen sind besser)!

Der gute Rat findet keine Beachtung, denn der Kapitän reicht dem Chinesen einen Silberdollar und läßt sich die vier größten Nüsse in seine Kajüte bringen; kurz darauf packt der Händler ein und zieht ab, obgleich die Bumbotsleute heute eine Stunde länger an Bord bleiben dürfen. Auch die Matrosen sind immer noch so scheu, während ihm doch nichts ferner liegt, als ihnen zu nahe zu treten. Im Gegenteil, er hat seinen guten Tag und seine Leute sollen sich auch freuen.

„Langt Ihr Geld nicht?“ fragt er einen alten Seebären, der eine hübsche Holzschmuckerei, um die er vergebens gehandelt, wieder kopfschüttelnd hinlegt.

„Zwei Dollars fehlen!“

„Nun, ich lege sie drauf.“

Der Mann ist starr vor Staunen; er dankt mit einem verworrenen Gemurmel und birgt schnell seinen Schatz. Fast hätte er dem Gesträngens die Hand gefügt, aber dies ist nicht Seemannsart.

Es sind abermals acht Tage verflossen, die Venus steuert mit vollem Dampf der Heimat entgegen. Die Tropen Sonne will den Entlassenden zum Abschied noch einmal tüchtig einheizen, denn diese suchen vergebens Schutz vor ihren sengenden Strahlen und lehnen nach Kühlung. An den Trinkwasserfontänen haben die Vögel ihre liebe Not, die Ordnung aufrecht zu halten, so viele Durstige drängen sich zu dem lauwarmen Trunk heran, während die Offiziere sich nach etwas Besserem umsehen. Aber nicht einmal der Kommandant verfügt über ein wirklich erfrischendes Getränk, denn Wein und Bier sind warm geworden und die Eismaschine funktioniert wieder einmal nicht.

„Unnützes Stück Möbel!“ brummt er ärgerlich. „Platz verstopfen, sonst nichts; nächstens über Bord werfen lassen!“

Plötzlich erheben sich seine Bälle.

„Steward!“

„Herr Kapitän?“

„Bringen Sie mir eine der Kokosnüsse, die ich in Apia kaufte.“

Nachdem das Gevölkste gebracht ist, verlangt er ein starkes Messer und einen Bohrer und beginnt die Frucht zu bearbeiten.

„Bin doch froh, daß ich die Finger habe, denn Kokosmilch ist immer kühl und gesund,“ murmelt er dabei. „Die Matrosen haben recht, sich tüchtig damit vorzuziehen. — Na, da ist ja ein verstopftes Bohrloch! Der Chinese hat sich wohl erst überzeugt, ob die Nuss reif sei; schlauer Patron das!“

Endlich liegt der Kern bloß; auch er zeigt ein Bohrloch, aus dem der Kapitän den Stöpsel entfernt. Dann führt er die Öffnung zum Munde und trinkt.

Wie von der Tarantel gestoßen fährt er zurück. Er hustet, er spuckt, das Wasser fließt ihm aus den Augen.

„Donnerwetter, was ist das? Das schmeckt ja wie — wie Schnaps!“ Steward, ein Glas her!“

Die trübe Flüssigkeit wird in ein Glas gegossen und untersucht. Wahrhaftig, es ist Rum!

„So kam also der Fasel an Bord!“ ruft der Hintergegangene, sich vor die Stirn schlagend. „Herrgott, jetzt verstehe ich alles!“

Fünf Minuten später standen alle Mann mit ihren Kleiderfäden in Divisionen angetreten, und nun begann eine Musterung, wie sie noch keiner erlebt hatte. Bei der Visitation der Kleiderfäden blieb es natürlich nicht, die Hängematten mußten aufgeschüttelt werden, die Boote, die Segelboje, alles, alles wurde durchstöbert, ja der Kommandant stieg sogar in die Kohlenbunker hinab.

Außer dem Steward wußte kein Mensch, was er suchte, und da er nichts fand, schämte er auch fernerhin, denn er wollte es nicht eingestehen, daß er überlistet worden war. Die Matrosen hatten eben dafür gesorgt, daß die Kokosmilch nicht sauer wurde.

Nach dieser Affaire trieben drei ganze Kokosnüsse und die Stücke einer vierten verlaufen in den blauen Fluten der Südsee umher. Vielleicht warf sie der Wellenschlag an den Strand einer Insel, wo die Wilden sie fanden und austranken.

Was die wohl für Gefichter schnitten!

Die hundertjährige Geburtslagsfeier König Ludwigs I. von Bayern.

(Portrait S. 20.)

In den Tagen vom 28. bis zum 30. Juli begeht Bayern, und die Hauptstadt München voran, das Centenarfest zu Ehren des Königs Ludwig I. Diese Feier, welche vor zwei Jahren wegen der bekannten tragischen Katastrophe auf dem Starnberger See verschoben wurde, ist von Bedeutung für ganz Deutschland, da Ludwig I. ein Fürst gewesen, welcher seit seiner Jugend aus seiner warmen deutschnationalen Gesinnung nie ein Hehl machte und dieselbe, wo er konnte, kräftig betätigte. Ludwig ist am 25. August 1786 in Straßburg als Sohn eines französischen Obersten geboren, und sein Taufpate war Ludwig XVI., welcher dem deutschen Prinzen als billiges Taufgeschenk das Patent eines Obersten in der französischen Armee übergeben ließ.

Mit Unmut und Widerwillen im Herzen kämpfte Ludwig als Kronprinz an der Seite der Franzosen gegen Deutschland; er hat es tief empfunden, daß die Siege der Franzosen die Schmach und zunehmende Zerrüttung seines Vaterlandes bedeuteten. Aus dem gefunden Haß gegen den Uebermut der Franzosen schloß der Prinz Ludwig nationales Empfinden äppig in die Palme. In der Zeit der größten Demütigung Deutschlands, im Jahre 1807 schon, sagte er den Entschluß, die Walthalla als Stätte des nationalen Kultus großer deutscher Männer zu gründen, welche, wie er selbst sagte, „von Deutschen betreten, diese besser mache“.

Ludwig I. erklärte oft, daß er zuerst Deutscher, dann erst Bayer sei, und betonte es bei jedem geeigneten Anlasse, daß jeder Deutsche nicht bloß gegen seine engere Heimat, sondern vor allem gegen ganz Deutschland nationale Verpflichtungen habe. Er besaß es lebhaft, daß das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit der Deutschen jahrhundertlang ohne Entwidlung und Festigung geblieben sei. Er selbst blieb stets dessen eingedenk, daß die Herstellung eines großen deutschen Einheitsstaates der Opfer wert sei, welche sie erheischen werde. In seinem Patente vom 26. März 1848 betonte er, „daß er Deutschlands Einheit durch wirksame Maßnahmen stärken wolle“, und sprach darin von einer „Vertretung der Nation im Sinne ihrer gerechten Erwartungen“.

Bayerns König ist stolz darauf, ein deutscher Mann zu sein. Alles für mein Volk, alles für mein Deutschland! — „Deutschlands Gesamtinteressen müssen die Sonderinteressen überwiegen“, lautete ein anderer bezeichnender Ausspruch Ludwigs I., der auch bei der Gründung seiner monumentalen Gebäude, bei der Anlegung von Kunstsammlungen und bei den Aufträgen an die von ihm beschäftigten Künstler die nationale Erziehung seines Volkes immer im Auge behielt.

Als Ludwig 1805 am Hoflager der Kaiserin Josephine in Straßburg weilte und einem Siegesfeste der Franzosen anwohnen mußte, sagte er: „Das sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde!“ Er ahnte es nicht, daß dieser Wunsch zwei Jahre nach seinem Tode in Erfüllung gehen werde.

Bei den deutschnationalen Künstlerfesten, welchen der Kronprinz Ludwig in Rom anwohnte, brachte er manchen Trinkspruch auf die Einheit und Größe Deutschlands aus. Der bereichende Beweis des regen nationalen Sinnes des gezeigten Königs ist nicht nur die Walhalla bei Regensburg, sondern auch die weniger bekannte „Befreiungshalle“ bei Regensburg, welche von Ludwig zu Ehren jener deutschen Männer errichtet wurde, die im Befreiungskampfe für das große gemeinsame Vaterland gefallen sind.

Ludwig I. war nicht nur ein Mann von edler nationaler Gesinnung, sondern auch ein König, der es mit seinen Herrscherpflichten sehr streng nahm. Er betonte es in seinen Gedichten, daß er die politische Freiheit eines Volkes hoch stelle und daß schrankenlose Gewalt auch für den Machthaber ein gefährliches Gift sei.

Mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit suchte König Ludwig I. die Steuerlasten des Volkes zu erleichtern, führte überall, auch bei Hofe, Ersparungen ein und war bemüht, durch Gleichstellung der Einnahmen und Ausgaben des Staates die öffentliche Schuld zu verringern. Er vereinfachte die Verwaltung, hob die Begmaut auf, begünstigte eine gemeindebürtige Zollpolitik, verbesserte den Postverkehr, förderte humanitäre Anstalten, verlegte die Universitäts- und Landeshut nach München, errichtete den Donau-Mainkanal, rief Kreiskreisstellen und Kreditvereine ins Leben, begünstigte die Landwirtschaft in allen ihren Zweigen, reorganisierte die Akademie der Wissenschaften und der bildenden Künste, führte Fortbildungs-, Handwerker- und Gewerbeschulen ein, gründete drei polytechnische Schulen und das Musikkonservatorium in München. Mit Recht konnte König Ludwig I. in seiner Abdanckungsurkunde vom 19. März 1848 von sich sagen: „Treu der Verfassung regierte ich; dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaats Beamter gewesen wäre, ging ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern.“

Ludwig I. hat vor seinem Regierungsantritte viel Zeit daran gewendet, um sich zu bilden; — er blieb immer ernstem Studien hingegen, verkehrte in Italien und in Deutschland viel mit Künstlern und mit Gelehrten, war selbst Schriftsteller und erhielt sich zeitweise eine vornehme, ideale Gesinnung.

So sparjam König Ludwig I. in seinem eigenen Haushalte war, hat er gleichwohl aus seinen Mitteln gegen vierzig Millionen Mark zur Gründung von Denkmälern und Museen, sowie zur Erbauung und Restaurierung von Kirchen ausgegeben. Dabei war er sich des Zieles klar bewußt, daß er in den Palästen für Kunst — nur Bildungsstätten für das deutsche Volk errichte.

Ludwig I. hat die Geschichte Münchens um viele Ruhmesblätter bereichert. Bei der Centenarfeier wird die Hauptstadt von Bayern einen Teil ihrer Dankeschuld an einen Fürsten abtragen, welcher sie zur Kunstmetropole Deutschlands erhoben hat.

Morgen am Obersee.

(Bild S. 24.)

Zu den beliebtesten Ausflügen der Reisenden und Sommerfrischler von Bechtesgaden aus zählt mit Recht der zum weltberühmten Königssee, mit welchem ein zweiter an den Obersee verbundene zu werden pflegt.

Hat man beim „Mitternachtsboot“ am Nordende des Königssees für Rahn und Ruderer den polizeilich festgesetzten Obolus entrichtet, so geht es auf steigender, flüssiger Bahn zwischen grauweißen Felswänden, die schwindelnd steil bis an 3000 Meter sich aufbauen, an dem Inselchen St. Johann auf die fast senkrecht aufsteigende Wand des Falkenstein los, an der vor hundertundsechzig Jahren ein Schiff mit Wallfahrern strandete. Erst nach Umgehung dieser Wand erschließt sich die ganze Schönheit des Sees bei St. Bartholomä mit der doppelt gekrümmten Wallfahrtskirche verengenden Sees. Mit dämonischer Macht fesselt den Blick das wilde Gezeck des Waghmann, der hier in furchtbarer Steilheit laßt und pflanzenleer aufsteigt. Hat man sich im Gasthause bei Schmarren und Saiblingen gütlich gethan, so steuert der Rahn der Sagereder Wand am Süden des Sees zu, an dem sich der schöne Schrainbachfall von der Höhe stürzt, um nach halbstündiger Fahrt an der Saletalpe zu landen. Es ist das eine schmale Landenge, welche sich zwischen den Königs- und Obersee drängt. Von da führt ein Fußweg zwischen abgestürzten Felsblöcken am Miniatur-Mittersee in kaum fünfzehn Minuten zum Obersee.

Hier erwartet uns eine wunderbar erhabene Scenerie: in einen weiten Felsfessel ausgegossen liegen die hellgrünen Wasser des Sees, umfanden von der schroff und steil aufragenden Rauner- und Landthalwand, von der unhörbar der Schleier eines Staubhades ins Thal herabweht. Ihr gegenüber erhebt sich, dunkel bewaldet, die Walchhüttenwand und im Hintergrunde die Röhls-

wand, die ihren Namen von dem roten Marmor führt, der hier zu Tage tritt. Ueber sie rauscht aus einer Höhe von nahezu 600 Meter vielarmig der schöne Röhlsbachfall. Den Abfluß aber bilden der mäßige Laubach und, weißgrau und von tiefen Schneelagern durchfurcht, die beiden zudigen Teufelsköpfe.

Wer den Obersee in seiner ganzen Schönheit genießen will, der besuche ihn gleich unterem Künstler am frühen Morgen, wenn die Nachtnebel sich vom Spiegel des Sees abziehen und an den Felswänden und Schroffen emporklettern, oder spät am Abend, wenn die Sonne rötlich an denselben liegt.



Das Verbreitungsgebiet des Thunfisches.

Der Fang jener riesenhaften Fische aus der Familie der Mactren, der Thunfische, welcher an den spanischen, französischen und italienischen Mittelmeerküsten in großem Maßstabe betrieben wird, hat Naturforscher und Reisenden schon häufig den Stoff zu lebendigen Schilderungen geliefert. Indessen befand man sich bisher im Irrtum darüber, woher die unermesslichen Scharen von Thunfischen stammen, die zu gewissen Jahreszeiten an die Küsten kommen und die ganze Bevölkerung der Fischerdörfer in Aufregung versetzen. Fast alle älteren und neueren Schriftsteller nehmen an, daß der Thunfisch alle Jahre von dem atlantischen Ozean nach dem mittelländischen Meere ziehe, bis zum afrikanischen Meere vorgehe und sich darauf wieder nach dem Ozean zurückziehe. Doch hatten schon d'Amico im Anfang dieses Jahrhunderts und später Guvier und Marcel du Serres über die Richtigkeit dieser Annahme Bedenken geäußert und die Ansicht ausgesprochen, daß die Wanderungen des Thunfisches von weit geringerer Ausdehnung seien. Es ist das Verdienst von Professor Dabest in Padua, die Frage von neuem gründlich erörtert und nicht nur die Anschauung der letztgenannten Forscher als zutreffend nachgewiesen, sondern sie auch um eine neue Idee, die der vertikalen Wanderung, bereichert zu haben. Wenn die Thunfische wirklich aus dem Atlantik kämen und wieder dorthin zurückkehrten, so müßten sie dort wenigstens in einiger Menge anzutreffen sein. Sie kommen jedoch aber, abgesehen von dem Golf von Cadix, wo sie in reichlicher Menge gefangen werden, nur selten vor und nur hin und wieder bringen Thunfische durch die Meerenge von Gibraltar; auf den Märkten von Tanger und Gibraltar forsch man vergeblich nach frischem Thunfisch. Es ist auch keine Abnahme dieser Fische im Mittelmeer von Gibraltar nach dem Bosporus hin zu bemerken. Ebenjowenig spricht es für die atlantische Heimat der Thunfische, daß dieselben bei Carthago, Alicante, Marseille, in den Golfen von Salerno und Tarent, sowie im adriatischen Meer zuweilen einen oder gar zwei Monate früher als im Golf von Cadix erscheinen. Der Thunfischfang ist in Sardinien im allgemeinen nur um zwei Tage hinter dem portugiesischen zurück, die Entfernung zwischen beiden Ländern aber kann von den Fischen unmöglich in so kurzem Zwischenraum zurückgelegt werden. Aus diesen und anderen Thatsachen schließt Dabest, daß das Verbreitungsgebiet des Thunfisches sich auf das Mittelmeer und den Golf von Cadix beschränkt. Die Tiere halten sich besonders an denjenigen Stellen auf, wo das Meer eine Tiefe von 1000 bis 1500 Faden besitzt, und bleiben daselbst den größten Teil des Jahres hindurch in der Tiefe verborgen. Das sardinische, das tyrrhenische, das jonische und vielleicht auch das adriatische Meer zwischen Bari und Ragusa bilden ebenjowiele Wohnzentren des Thunfisches; in diesen Gegenden ist der Thunfischfang am einträglichsten. Im Frühling steigen die Fische empor und kommen an die Küsten, um im leichteren Wasser zu laichen und alsdann wieder sich in ihre Tiefegründe zurückzuziehen, wo sie sich bis zum nächsten Frühling verborgen halten. Die Wanderungen der Thunfische erstrecken sich mithin ebenjowenig wie die der Heringe über große Gebiete.

Ein chinesisches Theater in San Franzisko.

Das chinesische Theater in San Franzisko mit seinen sonderbaren Eigentümlichkeiten schildert Mitterwurger in den Mitteilungen über seinen Aufenthalt in Amerika wie folgt: In San Franzisko, wo jeder zweite Mensch ein Chinese ist, befindet sich ein weltberühmtes chinesisches Theater, an dem oft auch Gastspiele von berühmten Hofschauspielern aus Peking stattfinden, unter so gewaltigem Andrang, daß die Zuschauer drei und vier Tage lang vor dem Theater kampieren, um nur hineinzukommen. Es ist ein riesiges Gebäude mitten im chinesischen Viertel, ganz aus Holz gebaut, als hätte es nie einen Ringtheaterbrand gegeben. Der Eintritt erfolgt durch lange unterirdische Gänge, die so schmal sind, daß nur eine Person auf einmal hinein oder heraus kann. Diese etwas verhängliche Einrichtung verleiht nichts an Bedenklichkeit durch die kleinen Bühnenbilder, welche von Straße zu Straße in den Gängen und auch im Saale stehen, mit einem glühenden Rost vor sich, auf welchem fortwährend Weirauch brennt. In Europa würde man das sozusagen für feuergefährlich erklären. Sonderbarerweise erfolgt der Eintritt mitten durch die Garderobe der Schauspieler, die ruhig dasitzen und Opium rauchen, wobei man übrigens Ruhe hat, ihre beipiellos kostbaren und großartigen Kostüme zu bewundern, die von Gold förmlich strotzen. Endlich gelangt man auf die Bühne und von da erst mittelst einer Treppe ins Parterre. Auf der Bühne selbst sind, wie einst auf Molieres Bühne, beiderseits Sitze für Fremde und vornehme Chinesen aufgestellt. Im Parterre sitzen die Männer auf Holzplatten auf dem platten Boden, während die Damen auf einer riesigen Galerie Platz nehmen. Im Hintergrunde der Bühne befindet sich eine Kapelle mit einem chinesischen

Gögenbild, wie einst in Athen der Gott Dionysos dem Schauspiel präsidierte. Dekorationen gibt es gar keine, wohl aber zwei Thüren, die eine für Herren, die andere für Damen, welche übrigens auch durch Männer dargestellt werden. Sämtliche Schauspieler sprechen nur in den höchsten Füsteltönen, so daß man, wenn man dies von 5 bis 12 Uhr nachts mit angehört hat, selber nicht mehr anders zu sprechen vermag. Außerordentlich ist das Geberdenspiel der Künstler; es übertrifft alles Europäische und ist so ausdrucksvoll, daß selbst der Nichtchinese fast die ganze Handlung versteht. Neukerst drollig sind die komischen Episoden, welche unausgesetzt neben der ernstesten Handlung herlaufen, so daß Shakespeare keine Freude daran hätte. Die Komiker sehen sehr spassig aus und haben eine lange Zunge im Munde, mit der sie die anderen in der Nase und in den Ohren kitzeln und dergleichen mehr. Die Verwandlungen werden durch einen einzigen Mann vorgenommen, der eine Art Inpizient ist. Eine Einrichtung zum Beispiel geht in folgender Weise vor sich: der „Inpizient“ kommt mit einem Korb voll Erde, die er auf der Bühne aufhäuft; das bedeutet einen Berg. Die Mitwirkenden thun nun so, als kletterten sie auf den Gipfel dieses Berges, mit stichtlicher Anstrengung, schnaufend und sich die Stirn wischend. Nun bringt der Inpizient eine Stange und pflanzt sie auf dem Berge auf; das bedeutet einen Baum. Jetzt wird der Verbrecher heringeführt und muß den Berg ersteigen. Der Inpizient zieht aus der Tasche eine Schnur, befestigt sie oben an der Stange und legt sie dem Verbrecher um den Hals. Nun läßt der Unglückliche die Stange weit herabhängen und gibt als gehent; er geht also ruhig ab, während die Stange ihm nachgetragen wird. Die ganze Geschichte ist natürlich hochkomisch, sie wird aber mit einem so mörderischen Ernste durchgeführt, daß es unmöglich ist, zu lachen. In der That sind die Schauspieler wahre Künstler und werden auch schwer bezahlt, sie beziehen noch höhere Löhne als die amerikanischen.

Hefe- und Brotbereitung in Indien.

Da in heißen Ländern kein Bier gebraut wird, so hilft der nützliche Palmbaum auch hier aus; durch Gärung des Saftes gewinnt man Hefe. Ehe die Dattelpalme blüht, wird der Stamm angezapft. Belamitlich hat der Palmbaum nur am obersten Ende seine Blätter; eine dicke Krone steht um den Stamm und die Blüten sitzen unter den Blättern. Ehe diese hervorkommen — also im Monat April — steigt der Hindu, genannt Darpor (dar = die Palme im Hindostanischen), die Fäße durch eine Schnur verbunden, den glatten Stamm hinauf, rufend: Darpor, Darpor ata hain. Auf Deutsch: Der Palmenzäpfer kommt. Er muß diesen Ruf der mohammedanischen Frauen und Mädchen wegen erschallen lassen, welche unverschleiert in den Höfen sitzen und von keinem andern Mann als ihrem Gatten gesehen werden dürfen. Würde der Mann hinaufsteigen, ohne sich anzukündigen, so dürfte er sein Handwerk nicht mehr ausüben. An seinen Hüften sind zwei Töpfe mit Henkeln befestigt und im Munde hat er ein Beil. Mit den Händen klettert er den Baum hinauf, mit den Füßen hilft er nach. Der Europäer, welcher dieses Schauspiel zum erstenmale sieht, ohne zu wissen, was der Mann will, hält denselben für einen Affen. Der braune, fast unbekleidete Mensch sieht in der That diesen Tieren sehr ähnlich. An der Krone des Baumes angekommen, schlägt der Mann den Baum an zwei Stellen mit dem Beil an und hängt die Töpfe zum Abtropfen des Saftes passend und fest an denselben. Jeden Tag zweimal wechselt er die vollen mit leeren Töpfen. Der Saft schmeckt süß und enthält Alkohol. Nachdem der Palmenast einige Tage in der Sonne in großen Thontöpfen stand, fängt er an zu gären. Später setzt sich unten im Gefäß eine weiche, dicke Masse an; die Eingeborenen wissen, wann es Zeit ist, Hefe und Essig daraus zu machen, auch Branntwein. Dori genannt, welcher sehr berauschend ist. Hält man das Ohr an das Gefäß, so hört man den Inhalt brausen. Europäische Chemiker werden später gewiß den Palmenast und die verschiedenen wertvollen Teile des Palmenbaumes noch viel besser ausnützen, als die Hindus es bis jetzt thun.

Will man Brot backen, so nimmt man Weizengries dazu. Derselbe wird mit der Palmehefe angemengt und gleich unserem europäischen Weißbrot gebacken. Der Fremde bemerkt hierfür oft leere Biscuitzinnkästen, von denen der Deckel entfernt wird. Die Backöfen müssen tags vorher und auch vor dem Backen sehr gut geheizt werden. In kleinen Haushaltungen ist es vorteilhafter, das Brot von den mohammedanischen Bäckern zu nehmen, bei denen dasselbe besonders bestellt werden muß. Das Mehl dazu wird auf zwei großen Rührsteinen, von denen einer auf der Erde festgemauert ist, mit den Händen gemahlen. Zwei Frauen sitzen sich gegenüber und drehen den Stein; an der rechten Seite des obersten Steines befindet sich ein Loch, in welches die Frau mit der Hand das Getreide fällt. Das Mehl fällt zwischen den Seiten der Steine durch, wird gesiebt und ist sehr gut, doch müssen die Körner vorher in der Sonne getrocknet werden. Läden für europäisches Brot gibt es in kleineren Städten noch nicht. Engländer mit zahlreicher Familie oder einige Familien zusammen halten sich oft einen Backofen, den sie monatlich besolden und welchem sie die Ausgaben für das Mehl und so weiter besonders bezahlen. Die Eingeborenen essen ungeäuertes und ungegorenes Brot, sie mengen Weizenmehl mit Wasser und backen dünne, flache Brote auf einer eisernen Platte über Holzkohlen.

(„Bäder“ und Kond.-Ztg.)

Die Bevölkerungsziffer deutscher Städte im Mittelalter

wird gewöhnlich zu hoch angegeben. Erst in der neuesten Zeit hat man den vorhandenen Steuerlisten (zuerst der von Karl Hegel mitgeteilten Nürnberger Zählung von 1449) Aufmerksamkeit geschenkt und den damaligen Umfang einer Familie durchschnittlich zu ermitteln versucht. Darnach sind folgende Zahlen berechnet: Frankfurt im Jahre 1387: 10,000 Seelen, 1440: 9000 Seelen; Basel im Jahre 1446: 15,000; Nürnberg im Jahre 1449: 20,000; Straßburg im Jahre 1475: 20,700; Mainz 6000; Dresden 5000; Meissen 2000.

Wer ist sie?

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

1. Ein amerikanisches Geschäft.

Es war im Frühsommer des Jahres 1869. Auf der Veranda eines der größten Hotels von Saratoga, dem vornehmsten Kurort der fashionalen amerikanischen Welt, war's leer geworden. Die unermüdete Glorie des Riesenhôtels, die sonst unablässig die Bedienung in Atem erhielt, schwieg, denn die Damen hatten bereits ihre zweite Toilette abgelegt, nachdem sie von ihrer Shopping-Tour (Besichtigung der Modewarenläden) auf dem Broadway von Saratoga zurückgekehrt, um über die dritte nachzudenken. Wohlthuende Stille herrschte in dem großen Karawansera, sofern dem Amerikaner eine solche überhaupt wohlthun kann, und nur wie ein dumpfes Säusen und Brausen drang aus den Korridoren das Geräusch des inneren Uhrwerks auf die Veranda.

Die nur wenige Monate dauernde Kurzeit, die alles, was gesellschaftlichen Anspruch macht, an diese Quellen ruft, hatte vor wenigen Tagen auch den blonden, behäbigen Herrn mit dem glänzenden, unter dem Kinn getheilten Vollbart hieher geführt, dessen noch ziemlich jugendliches Antlitz den germanischen Ursprung unverkennbar zur Schau trug.

Wie die wenigen übrigen Gäste sah er in den Schaukelstuhl zurückgelehnt, die Hände auf den Lehnen deselben, ein Zeitungsblatt zwischen den Knien, das ihn nicht mehr zu interessieren schien. Die Gigarette hing zwischen seinen Lippen und auch sie schien er vergessen zu haben; die Lider waren über seine grauen Augen gesunken, der Cylinderhut hing ihm über die Stirn.

Er mochte Sorgen haben, obgleich seine ganze Erscheinung Wohlhabenheit verriet und in seinen Zügen keine Falte auf ernstere Gemüthsleben deutete. Mit großem Aufwand hatte er kürzlich im Hotel eine der teuersten Wohnungen bezogen, er und seine Frau, ein hübsches, blühendes Weib, das täglich gewissenhaft seine vier Toiletten machte und mit dem Glanze derselben alles zu schlagen suchte. Er war also ein reicher Mann, und nur ein solcher ist im Stande, in Saratoga mit Ansprüchen aufzutreten.

Und dennoch mußte er einen Verdruss haben, den er im Schaukelstuhl nicht zu überwinden vermochte, denn er erhob sich, warf das Zeitungsblatt auf den nächsten Tisch, steckte die Hände in die Hosentaschen und trat an die Balustrade der Veranda, hinablickend auf die Vorübergehenden, ohne wirkliches Interesse an ihnen zu nehmen.

So stand er minutenlang, mit sich selber redend, eine kräftige, schlank Mannergestalt, bis er endlich die eine Hand über die Augen hob, als wolle er den jungen Mann erkennen, der hinaufgrüßend unter ihm stehen geblieben und auf die Erwiderung seiner Höflichkeit wartete.

„God damn, der Better! Er ist es! Sah ihn lange nicht!“ Er schien noch zu überlegen, welchen Grad der Artigkeit er in seinen Gruß legen solle, oder ob es besser, zu thun, als erkenne er jenen nicht; und hiezu entschloß

er sich, als ein prüfender Blick auf die Kleidung des Mannes da unter ihm dies ratsam erscheinen ließ.

„Habe schon schlechte Erfahrungen genug mit meinen Freunden und Verwandten gemacht!“ brummte er, ließ den Hut auf der Stirn sitzen und wandte sich zurück.

In der Thür zum Innern des Hotels hielt er inne, denn derselbe, den er zu vermeiden suchte, trat ihm bereits entgegen, ein junger Mann von stattlicher Figur, aber in fadenscheiniger, mühsam aufgepußter Kleidung. Zögernd nahm er die ihm von diesem gebotene Hand, zog die seinige aber schnell zurück.

„Du erkennst mich nicht oder — wolltest mich nicht erkennen?“ fragte jener. „Dein Better Lothar!“

Der Andere brummte etwas wie einen Fluch zwischen den Zähnen. Er schob die Hände in die Hosentaschen und blies die Backen auf, in die Straße hinausschauend, mit einer Miene, als überlege er, wie er billig von dieser

Mühe wert, noch weiter zu reden. Dann fuhr er fort: „Als ich, noch ein Knabe, mit meinem Vater in Kalifornien eintraf, ging's uns auch schlecht; erst als mein Vater sich mit dem wohlhabenden Pferdehändler aus Chicago associirte, der ihn wegen seiner Rostkenntnisse brauchte, kamen wir zu Geld; aber nicht, um es dem ersten besten an den Hals zu werfen. Er gab Dir eine Unterstützung und ließ Dich laufen, denn wir konnten uns denken, daß Du zu Hause als Offizier dumme Streiche gemacht, sahen Dir auch an, daß Du viel zu grün, um hier durchzukommen! Muß einer schon sehr smart sein und starke Ellenbogen haben, um sich Platz zu schaffen! Und was war denn das, was ich erst kürzlich über Dich gelesen?“ rief er, ihn anstarrend. „Seh Dich, ich habe mit Dir darüber zu reden, ehe wir weiter sprechen!“ Er zog die Hand aus der Tasche, deutete auf einen der Schaukelstühle und ließ sich blasen auf den seinigen nieder.

Der Better war zaghaft zusammengefahren; er machte ein Armenfündergesicht und blickte sitzend vor sich nieder. Der andere schaute ihn verdrossen an, dann vor sich, als suche er sich einer Sache zu erinnern.

„God damn,“ rief er, „ich bin gewiß nicht einer, der viel Vorurtheile hat; war auch kein Heiliger; mag wohl so in unserer Familie liegen! Machte Schulden über Schulden, trieb mich in den Vereinigten Staaten umher, als mir niemand mehr borgte, aber ich wußte doch, daß mir noch ein reiches Erbe blieb. Mein Ruf war auch in keiner Stadt der beste, aber ich rettete ihn selbst noch, als mir mein Vater schrieb, er wolle alles vergeben und bezahlen, wenn ich vernünftig sein wolle. Und da sagte ich: „Well, es ist Zeit dazu!“ und reiste darnach in alle die Städte, in denen man mich als Tollkopf kannte, um dort einen andern Menschen zu zeigen und meine Schulden zu tilgen. Da aber hörte ich, daß Du unserem Namen Schande machtest! Wie war doch die Ballgeschichte, die mit Dir gerade in Cleveland passirte, als ich dorthin kam? Ein verdammt Trick, den Du da auszuführen suchtest! Hatte aber ein schlechtes Ende, und das Schlimmste war, daß man meinte, ich, der kalifornische Großmann, sei es gewesen! Dürftest mir darnach eigentlich gar nicht vor die Augen kommen!“

Lothar, der mit einem Armenfündergesicht zugehört, wagte kaum ein Wort der Verteidigung.

„Ich sehe ja ein, daß ich für dieses Land nicht taugte!“ sagte er endlich zerknirsch. „Was ich auch veruchte, alles mißlang mir!“

„Sag' es Dir ja! Bist nicht smart genug! Müßten ganz andere Leute kommen, um hier ihr Glück zu machen!“

Ihm schien der Better leid zu thun, nachdem er ihm seine Meinung gesagt.

„Könnst' ich nach Deutschland zurück?“ fuhr dieser fort. „Ich möcht' hier nicht untergehen! Gib mir das Geld zur Reise; ich zahle es Dir wieder, sobald ich kann!“

„Sobald Du kannst! Wenn Du nur was könntest!“ spottete der reiche Mann. „Wenn überhaupt einer was kann, so kann er es hier, wo niemand sich der Hände Arbeit zu schämen braucht! — Hab' übrigens eine Idee!“

Er rieb sich die Stirn, nachdem er den Hut gelüftet; dann ließ er die Hand auf die Tischplatte sinken und maß den Better wieder prüfend, als erwäge er, wie weit derselbe zu gebrauchen sei.

„Well!“ rief er endlich. „Sollst nach Deutschland zurück! Nach dem Trick, den Du in Cleveland veruchtest, kann ich Dich vielleicht gebrauchen; und machst Du's geschickt, so hat Dich Dein Glückstern heute zu mir geführt.“



König Ludwig I. von Bayern. (S. 18.)
Zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier.

Begegnung loskomme. Dann plötzlich zog er die Brauen zusammen und blickte die Veranda entlang, um sich zu überzeugen, daß man ihn mit diesem fadenscheinigen Menschen nicht beobachte.

„Was willst Du von mir?“ rief er probig.

„Du brauchst wohl nicht erst zu fragen,“ antwortete der Better, auf seinen Anzug deutend. „Ich suchte hier in Saratoga Freunde und war sehr glücklich, als ich Dich erkannte.“

„Kann ich nicht von mir sagen! Wie lange ist's her, seit Du von Deutschland zu uns nach San Franzisko kamst?“

„Acht Jahre!“ war die kleinmüthige Antwort.

„Dachtest wunder, wie froh wir sein würden, als Du Dich bei meinem Vater meldetest als der Sohn von seinem Bruder! Leute wie Du kommen mit jedem Schiff haufenweise und denken, hier liege das Gold auf der Straße!“ Er machte eine Pause, überlegend, ob es der



Sonntagmorgen in Georgetown (Demerara). Zeichnung von H. Forestier. (S. 15.)

Er überlegte noch einmal, die Wange in die Hand stützend und fortblickend, während Lothar in Spannung die Stirn erhob.

„Ich will Dir einen Vorschlag machen! Höre mich an!“

Er zögerte noch einmal überlegend.

„Mein Vater ist längst tot und sein Associo, auch ein Deutscher, ist ihm gefolgt. Der hatte eine Tochter, die er in Chicago, als er von da fortging, fremden Leuten anvertraut und nicht wieder gesehen, seit er in Kalifornien lebte. In seinem vor kurzem erst bekannt gewordenen Testament hat er nun aber eine Bedingung hinterlassen, die mich in Verlegenheit setzt. Damit nämlich das große Vermögen, das er erworben, und das seines Compagnons, meines seligen Vaters, auch bei ihren beiden Kindern zusammenbleibe, soll ich seine Tochter heiraten. Als er dieses Testament kurz vor seinem Tode machte, konnte er nicht wissen, daß ich mich gerade um die Zeit in einem andern Staate, in Philadelphia, verheiratete. Zwei Frauen kann ich nun nicht nehmen, ich müßte denn mit ihnen an den Salzsee gehen, und das würde meinem Weibe nicht passen. Wenn ich nun aber auch vermögend bin, so verachte ich doch das Geld nicht, wo es sich mir bietet, und habe mir vergebens den Kopf zerbrochen, wie ich es anfangs, diese fünfmalhunderttausend Dollars in die Hände zu bekommen.“

Er blickte wieder, das Kinn in die Hand stützend, daß ihm der Bart über dieselbe quoll, den Vetter lange und messend an, bis er weiter sprach.

„Wir sind Vettern,“ fuhr er fort, „beide gleichen Namens und von deutscher Geburt, auch von gleicher Gestalt, obwohl ich mehr auf den Knochen habe, und da kommt mir denn eine Idee. — Möchtest Du heiraten!“

Lothar, obwohl seit Beginn seines Abenteuerns stets auf Ungewöhnliches gefaßt, ward doch betroffen durch die Frage; aber er verstand schnell die ganze Bedeutung derselben.

„Du meinst —?“ fragte er stehend.

„Ich meine, daß Du mich recht verstanden hast!“ Frank Großmann nickte und zwinkerte mit den Augen; dann machte er wieder eine Pause, um, ehe er ganz aussprach, was ihm durch dies Begegnen in den Sinn gekommen, noch gehörig zu überlegen, wie er am besten dabei fahre; auch hielt er es für notwendig, sich diesem Vetter gegenüber nichts zu vergeben und ihn fest in der Hand zu behalten. Und so fuhr er fort:

„Damit Du verstehst, daß ich auch ohne Dich im Stande wäre, das Geld zu bekommen, sage ich Dir, daß der Verstorbene daselbe vor seinem Tode in einer deutschen Bank deponiert hat, daß sein Testament bestimmte, ich und das Mädchen, die wir nie einander gesehen haben, wir sollten nach Deutschland reisen und uns dort in Gegenwart seines noch lebenden Bruders, eines hochgestellten Militärs, zu dessen Verfügung er das Geld gestellt, kopulieren lassen. Vielleicht hat er kurz vorher noch Heimweh nach dem Vaterlande bekommen, denn er hat den Wunsch ausgesprochen, daß wir beide, nämlich seine Tochter und ich, wenn irgend thunlich in Deutschland bleiben sollten. Wäre ich nun ein schlechter Kerl — was ich nicht nötig habe — so reiste ich stillschweigend gleich mit dem Mädchen nach Europa, heiratete sie dort, ließe ihr einen Teil des Vermögens und kehrte dann zu meiner Frau hieher zurück. Niemand würde mir deshalb was anhaben können. Aber ich bin Gentleman, und so ist denn meine Idee: Du gehst statt meiner nach Deutschland unter meinem Namen Frank Großmann, stellst Dich als solcher dem Herrn vor, dessen Adresse ich Dir geben werde, heiratest und läßt Dich irgendwo in Europa nieder, denn hieher darfst Du nicht wieder kommen, und wir teilen die fünfmalhunderttausend Dollars. Mit der Hälfte kannst Du ja ein sehr bequemes Leben führen. — Wie gefällt Dir das Geschäft? Nach dem Tode, den Du in Cleveland ausgeführt, kann Dir dies nicht schwer werden! Ich gebe Dir diesmal das Recht, mit meinem Namen zu reisen!“

Lothar hatte mit steigender Aufmerksamkeit zugehört; die letzten Worte verließen ihn, aber er nahm sie hin.

„Wann soll ich reisen?“ fragte er, diese Erregung bemeisternd, um dem Geschäftsmann nicht undankbar zu erscheinen.

„Sobald ich Dir die nötigen Papiere verschafft.“ Frank Großmann that ebenfalls, als handle es sich um die nüchternste Geschäftssache. „Ich werde Dir auch eine genaue Instruktion niederschreiben, die Du verbrennen wirst, ehe Du auf das Schiff gehst. Eine Klausel in dem Testament besagt nämlich, daß wenn einer von den beiden nicht heiraten will, er zu Gunsten des andern seiner Rechte verlustig sein soll; wollen sie sich aber beide nicht, so soll jedes von ihnen hunderttausend Dollars ausgezahlt erhalten, hunderttausend sollen an seinen Bruder fallen und der Rest nach Bestimmung desselben an die Armen gegeben werden. Du wirst natürlich!“

„So sagte ich Dir!“ Lothar that auch seinerseits, als nehme er die Sache ganz kaltblütig.

„Well! — dann ist alles in Ordnung! Du wohnst hier inzwischen im Hotel auf meine Rechnung, verleihe Dich auf meine Kosten mit neuer Garderobe. Account (Quittung), auch für das Reisegeld, wird Dir drüben präsentiert von meinem Bevollmächtigten, der, ohne von Dir erkannt zu

sein, mit demselben Schiff reisen wird und dem Du die Hälfte des sofort nach der Hochzeit an Dich zahlbaren Geldes übergeben wirst. Inzwischen thust Du, als kennten wir uns nicht, auch meiner Frau gegenüber. — Hier hast Du für die nötigen Ausgaben!“

Er zog ein Portefeuille hervor, zählte ihm einige Greenbacks, einige Banknoten, hin, erhob sich, lästete den Hut und trat ins Haus, den Vetter zurücklassend, der ihm verstört nachschaute und dann die Stirn in die Hände nahm, um zu überlegen, ob das ein Traum oder ein schlechter Scherz sei.

2. Lothar als Abenteurer.

Lothar von Großmann hatte, als entgleister, blutjunger Lieutenant nach Kalifornien gekommen, in San Francisco bei seinem reichen Oheim weder Aufnahme noch Hilfe gefunden. Selbst der Sohn des vor Jahren als verarmt aus Deutschland ausgewanderten Gutbesizers, dem er soeben gegenüber gesessen, hatte von ihm als Vetter nichts wissen wollen und sich gar nicht um ihn gekümmert.

In seinen grünen Erwartungen getäuscht, fremd in einer Welt, deren Sprache er kaum oberflächlich kannte, heimlos und ohne die Fähigkeit zu irgend welchem anständigen Erwerb, hatte er seine Zuflucht zu den Goldfeldern genommen, aber sehr bald einsehen müssen, daß diese für Leute wie er nur ein Märchen sind.

Nach einem Stück trockenen Brotes ringend, hatte er lange gegen den Hungertod gekämpft, bis er eine untergeordnete, dürftige Existenz fand, aus der er, heimischer werdend in dem kalten, großen Geschäftstreiben, sich in eine mittlere Sphäre wieder hinaufarbeitete, in welcher er die Vorteile seiner Erziehung, seiner Persönlichkeit zu verwerten im Stande. Von da ab hatte er das Leben eines Abenteurers geführt, ohne den Instinkt und die Anlagen eines solchen. Mutlos zusammenfinfend, hatte er sich tausendmal gestehen müssen, daß er elend zu Grunde gehen werde, wenn ihn nicht wie so viele andere seiner Landsleute ein Zufall rette. So war er endlich auch nach Cleveland gekommen, um auf einem der den See befahrenden Schiffe Dienst zu nehmen, als ihm widerfahren sollte, was der Vetter ihm zum Vorwurf gemacht.

Vor einem Hotel stehend, erkannte er einen seiner früheren Kameraden, der in Amerika ein großes Los gezogen, das heißt, die Tochter eines reichen Grundbesizers geheiratet hatte.

Demütigend war's für ihn, vor diesem als fahrender Abenteurer zu stehen; er hatte nicht den Mut, ihn um Hilfe zu bitten, und der Freund lachte, als er ihm sein Leid geklagt.

„Du verstehst dieses Land nicht!“ rief er. „Es gibt Missethäter genug, die einem hübschen Kerl wie Dir mit Namen und Rang gerne die Hand reichen würden. Heute abend zum Beispiel ist großer öffentlicher Ball, ein Nationalfest; Du wirst die schönsten Mädchen finden; benütze Deine Vorteile!“

Lothar blickte statt jeder Antwort beschämt auf seine dürftige Kleidung.

„Nah! Damit kann ich Dir helfen!“ rief der Freund. „Ich bin leider verhindert, auf dem Ball zu erscheinen; komm heut abend hier ins Hotel!“ Er nannte ihm die Nummer des Zimmers. „Sollte ich abwesend sein, Du findest das Zimmer nicht verschlossen. Nimm Dir meinen Anzug, den ich für Dich bereit legen werde; wir haben ja eine Größe; und soll' ich auch die Nacht nicht zu Hause sein, da ich in die Nachbarschaft muß, lege Dich schlafen, wir sehen uns morgen früh. Also go on my dear!“ Er schlug ihm lachend und ermutigend auf die Schulter und verließ ihn.

Lothar atmete auf, ihm nachblickend. Mit diesem hatte er in einem Bataillon gestanden, bis demselben des Königs Ruck und die Garnison zu eng geworden und er in die Welt hinaus gelaufen war in dem festen Glauben, draußen sein Glück zu machen — und ihm war's wirklich gelungen! Der Kamerad hatte Recht! Er verstand dieses Land noch nicht, so lange er auch schon darin war. Er faßte also neuen Mut.

Am Abend stieg er die hohen Treppen des Hotels hinauf; er fand das Zimmer unverschlossen, nachdem er vergeblich gepocht, zündete eine Kerze auf dem Tisch an und sah den Ballanzug, über das Bett gebreitet, daliegen. Mit dem frohesten Hoffungsgefühl warf er sich in denselben, bewunderte dann vor dem Spiegel die das Hemd zierenden, eigentümlich geformten Brillantknöpfe und noch mehr seine eigene Person, die ihn an eine vergangene schöne Zeit erinnerte, nahm die weißen Handschuhe, setzte die Mechanique auf den Scheitel, steckte die auf dem Gesims liegende Einlaßkarte in die Brusttasche und stürmte, das Zimmer unverschlossen lassend, die Treppen hinab.

Auf dem Ball fühlte er sich wieder in seinem Element. Er vergaß, was hinter ihm lag; er war wieder der Alte. Und das Glück schien ihm wirklich zu lächeln; der Zufall gab ihm Gelegenheit, einer vornehmen älteren Dame, die mit einem reizenden Mädchen anwesend, einen Dienst zu leisten; er hatte aber beiden, sich vorstellend, eben seinen Namen genannt, als ein Marineoffizier, einen der Ballarrangeure am Arm führend, vor ihn trat und, auf ihn deutend, diesem mit heftiger Stimme zurief:

„Dieser Herr trägt meinen Anzug, der mir heute

abend aus meinem Zimmer gestohlen worden, ich bestehe auf seiner Verhaftung!“

Die beiden Damen wichen entsetzt zurück. Lothar ward nicht die Zeit zu einer Erklärung vergönnt; leichtsinnig ward er abgeführt. Erst der Intervention seines früheren Kameraden, der als Landlord einflußreich und bekannt, gelang es, ihn frei zu machen.

Der Unglückliche war in dem Hotel, in welchem sich an dem Abend hunderte von Gästen zum Ball rüsteten, in ein unrechtes Zimmer getreten, und der Seelapitän, der vor dem Ankleiden noch ein Stündchen in dem eines Freundes geplaudert, war also, nachdem er vergeblich Lärm im Hotel geschlagen, in seiner Uniform auf dem Ball erschienen.

Das war das Abenteuer, an welches ihn soeben der Vetter gemahnt, als er nach mancherlei Zerrfahrten in Saratoga erschienen, wo er in dem Zusammenfluß von Kurgästen einen Anhalt zu finden gehofft. Es war ihm vor einigen Monaten gelungen, wieder als Lehrer der deutschen Sprache in einer Familie einen dürftigen Erwerb zu finden, aber der Sommer hatte ihm auch diesen geraubt, und als er dem Vetter begegnete, hatte ihn nur die äußerste Not getrieben, einem Menschen wie diesem, der ihm vor acht Jahren so herzlos den Rücken gezeigt, ein gutes Wort zu geben.

Und jetzt, als Frank Großmann ihn verlassen, saß er da, überlegend, was ihm dieser geboten. Vor ihm lagen die Greenbacks, die er geschäftsmäßig ihm gezahlt — für einen armen Menschen wie ihn ein zauberhafter Anblick; in seinem Ohre klangen noch die Worte, die er zu ihm gesprochen.

Ein verächtlicher, schurkischer Plan, so gestand er sich, während das Blut ihm in die Stirn wallte. Es konnte ja auch nur ein solcher sein, der den Vetter zu der Großmut verleitet, mit ihm teilen zu wollen. Aber war er ihm nicht noch mitleidenswerter, elender erschienen, als er seine Mitwirkung an dem Betrüge zugestagt?

Was er da in Cleveland gethan, war ja nichts als ein verzweifelter Versuch gewesen, sich wieder aufzuschwingen; er hätte niemand getäuscht, wenn derselbe gelungen wäre, sein Freund und einstiger Kamerad hatte ihm ja selbst die Hand dazu gereicht! Frank, der Vetter, hatte ihm einen Vorwurf daraus gemacht, aber was er selbst ihm heute zumute, war's nicht offener Betrug?

Noch war er trotz allem ein ehrlicher Mann geblieben, aber wenn er dies that?... Und wenn es gelang, mußte er sich sein ganzes Leben hindurch nicht gestehen, daß er einen Betrug verübt? — Es ward ihm heißer. Er sprang auf, schritt die Veranda hin und her, sah immer wieder das Geld da auf dem Tisch, und er war arm, so bettelarm, hatte nur einige Cents in der Tasche und keine Aussicht auf ein Obdach!

Da trat einer der Hotelbedienungen im Frack und weißer Krawatte zu ihm, betrachtete misgütig seine fadenförmige Kleidung und meldete ihm, sein Zimmer stehe bereit, es werde gleich zum Lunch gerufen. Der Mann übergab ihm einen Zettel und ging.

Lothar blickte auf den Zettel, auf die Zimmernummer. Die Glocke läutete zum Frühstück. — Und er hatte Hunger! — Da lag das Geld.

Er trat an den Tisch und blickte darauf hin.

Er wollte doch lieber den Vetter bitten, ihm das Geld zu borgen; es reichte für die Ueberfahrt und weiter. Er hätte ihm lieber noch schreiben mögen, er reise ab nach Deutschland, er werde das Geld zurückerhalten; aber er brachte es nicht über sich. Er bedurfte auch des Geldes sofort, denn er wagte nicht, so wie er da war, an der Tafel zu erscheinen, und so raffte er hastig die Banknoten zusammen und eilte davon.

Der Gedanke, vor der Welt wieder anständig erscheinen zu können, beherrschte ihn plötzlich ganz. Erst wenn er vor Frank äußerlich ihm ebenbürtig erschien, wollte er mit ihm sprechen, ihm Vorstellungen machen.

Und so saß er denn am Abend, ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, zuverlässlicher, bewußter auf der Veranda Frank gegenüber. Er bat ihn, von dem Plan abzustehen, er wolle nach Deutschland reisen und ihm von dort Mitteilungen machen.

„Narr, der Du bleibst!“ rief Frank entrüstet auf seine Andeutung, die Sache laufe doch auf Unredlichkeit hinaus. „Kann es denn dem Mädchen nicht gleichgültig sein, welchen Großmann es heiratet? Sie kennt mich nicht und kennt Dich nicht! Und wenn ihr die Wahl gelassen würde zwischen uns beiden, würde sie Dich nicht nehmen, nicht nehmen müssen, weil ich ja doch verheiratet bin? Wer weiß denn außer uns beiden und dem Bevollmächtigten, einem Advolaten in Chicago, ob das Testament Dich oder mich bestimmt hat! Willst Du nicht, gut, so laß es bleiben und gib das Geld zurück. Schlage Dich durch die Welt, so gut Du kannst, und mache Dir dann Dein Leben lang den Vorwurf, daß Du Dein Glück mit Fügen getreten!“

Frank würdigte ihn keines Blickes mehr und erhob sich, kehrte aber noch einmal zurück.

„Wer erbt dann die fünfmalhunderttausend Dollars, die täglich noch Zinsen tragen? Das Mädchen, wenn sich kein Großmann einfundet, um es zu heiraten! Und wem wird das Mädchen dieses schöne Vermögen geben?

Einem andern, den sie dann nehmen darf! Meinst Du sie zu hintergehen, wenn Du anstatt meiner kommst, so denke Dir, Du wärst dieser andere, denn einem wird sie ja doch in die Hände geraten! Du bist ein hübscher Kerl, wirst ihr also gefallen; mache ihr den Hof, und wenn Du sie geheiratet hast und sie sich an Dich gewöhnt, Dich lieb hat, glaubst Du, sie würde nicht darüber lachen, wenn Du ihr eines Tages die Wahrheit sagst? Sei also nicht so zum Erbarmen dumm und unterzeichne diesen Revers, denn umsonst will ich auch nicht Dich zu Deinem Glück gezwungen haben!"

Er zog ein Papier aus der Brusttasche, nahm aus dem Schreibgeschirr auf dem Tisch eine Feder und reichte ihm beides.

Lothar, in dem diese Vorstellung wohl die Skrupel verscheuchte, bat dennoch, ihm eine Frist zu gewähren, und Frank gewährte sie, aber nur vierundzwanzig Stunden; bis dahin habe er ja zu sagen oder das ihm geliebte Geld zurückzugeben; er sei ein Narr, mit dem ein vernünftiger Mensch sich gar nicht einlassen dürfe. Er zündete sich eine Zigarre an, um ihn zu verlassen.

"Du kennst doch das Footballspiel?" sagte er, auf Lothar hinschauend, wie dieser, mit sich kämpfend, noch dasaß. "Der große Summiball wird hingeworfen, er hüpf über den Rasen dahin, die Spielenden stürzen sich ihm nach, ihn zu fassen; einer wirft den andern über den Haufen, gleichviel wohin er fällt, und wer den Ball erwischt, der hat ihn! So geht's auch im Leben, nicht anders. Wer verliert, der hat das Nachsehen! Hier in unserem Falle hast Du mit nichts zu kämpfen, nur die Hand auszustrecken! Ich habe Dir die Sache so klar gemacht, daß selbst ein Heiliger nicht zögern würde! Du machst dem Mädchen den Hof. Das Mädchen weiß, daß es Dir bestimmt ist, es wird Dich also schon darauf ansehn! Brauchst ihr ja nicht einmal anzudeuten, daß sie Dich nehmen müsse, kannst sie sogar merken lassen, daß Du zwar sehr unglücklich sein würdest, wenn sie Dich verschmähe, aber daß Du sie nicht zwingen wollest! Kannst ihr sogar sagen, aber ja nicht schriftlich geben, daß Du bereit seiest, auf die ganze Erbschaft zu verzichten, die Dir in diesem Falle auszufallen sei; das wird sie rühren, obgleich mir gar nichts daran liegt, denn hier dieser Revers besagt auch, daß, falls sie nicht will, Du mit mir die ganze Summe wirst zu teilen haben. — Also überlege! Morgen um diese Zeit finde ich Dich hier, und willst Du nicht, so bringe nur gleich das Geld mit, das Du mir schuldig bist, sonst hast Du übermorgen den Richter auf dem Hals. — Good by!"

Frank ging; Lothar sprang auf und rief ihn zurück. Er war zu einem Entschluß gekommen. Frank hatte recht. Für den existierte dieses Mädchen nicht, denn er war vermählt, aber er machte es zu einem Gegenstand eines lukrativen Geschäfts, indem er ihm seine Rechte abtrat. Er wollte die Erbin kennen lernen, wollte vor ihr nicht als auf die Erbschaft Berechtigter, sondern als Bewerber um ihre Gunst auftreten, und dann sollten die Umstände das übrige thun. Wollte und liebte sie ihn, konnte sie ihn dann zürnen, wenn er ihr alles gestand, wenn er ihr sagte, er sei nur auf Frank's Vorschlag eingegangen unter der Bedingung, daß sie ihm mit der Hand auch ihr Herz gewähre? Es war unter diesem Gesichtspunkt kein schlechter Streich, zu dem er sich vergab. Einführen wollte er sich als Frank, Lothar aber wollte er ihr sein, sobald er ihrer Zuneigung gewiß.

"Ich bin bereit!" rief er also dem Better nach. — Dieser wandte sich zufrieden in der Thür.

"Aber ohne Hintergedanken!" Frank fixierte ihn mißtrauisch. "Verdirbst Du drüben das Geschäft, ich schone Dich nicht!" Er reichte ihm das Papier.

Lothar antwortete nicht, er unterschrieb mit fester Hand.

"All right!" Frank steckte das Papier zu sich. "Du wirst in Deinem Zimmer Nachricht finden, sobald ich mit Dir zu sprechen habe."

Er lästete gleichgültig den Hut und ging.

3. Wieder ein Gentleman!

So schien denn endlich Lothar's Glückstern aufgegangen zu sein. Gehoben, getragen von dem Bewußtsein, der Gesellschaft wieder anzugehören, bewegte er sich einige Wochen hindurch in dem Kurleben des luxuriösen Modestortes, und die Damenwelt bemerkte den jungen Elegant, dessen Wesen die vornehme Erziehung verriet.

Nur Frank und seine junge Frau, die es im "Flirt" allen übrigen voraus that, die sahen und bemerkten ihn nicht, denn Frank hütete die letztere vor jedem Bekanntwerden mit dem Better, bis er eines Morgens zu diesem trat, ihm die nötigen Papiere zur Legitimation übergab, ihm ein Päckchen Banknoten gegen Quittung einhändigte und ihm sagte, sein Ueberfahrtsbillet, auf den Namen Frank Großmann lautend, sei bereits bezahlt. Was die Braut betreffe, fügte er hinzu, habe er von dem diesseitigen Bevollmächtigten des Erblassers nichts Näheres erfahren können, da derselbe ihm kurz und bündig habe antworten lassen, die Sache sei jetzt in den Händen des Bruders des Verstorbenen, an den er sich in Deutschland wenden möge. Er selbst, schloß Frank, gebe demnächst nach San Francisco zurück, wohin ihn seine Geschäfte

riefen; dort werde er von seinem Agenten Nachricht über die Angelegenheit erwarten.

Beide trennten sich kalt und geschäftsmäßig und Lothar verließ am selben Tage das Hotel, um sich einzuschiffen.

Nicht ohne ein Herzklappen begab er sich an Bord — es war derselbe Dampfer, der ihn vor acht Jahren in denselben Hafen getragen. War's ein gutes Vorzeichen?

Hestiger noch ward sein Herzschlag, wenn er an das Wiederbetreten des heimischen Bodens dachte, den er niemals wieder zu sehen gehofft; aber auch das gab sich, als ihn die frische Seeluft umspielte.

Ueber sein Wiederauftreten in Deutschland machte er sich keine Besorgnisse. Das Testament des verstorbenen Herbenbesizers Willroth war in Amerika gemacht, eine Abschrift davon nur an die Tochter, an Frank Großmann und an den Bruder des Verstorbenen als den Vollstrecker des Testaments gesandt. Er kam, wie seine Papiere auswiesen, von Kalifornien mit den Legitimationen des Frank Großmann, zu dessen Gunsten das letztere gemacht worden; die diesem bestimmte Braut kannte die Persönlichkeit des ihr zugedachten Gatten nicht und die Familienähnlichkeit zwischen ihm und dem Better war zudem unverkennbar, wenn auch keine ausgeprägte.

Ob Frank oder Lothar, wer konnte auch nur auf die Vermutung kommen, er sei nicht der Rechte? Es geschah niemand ein Schade, wenn die Tochter den Willen des Verstorbenen erfüllte, und erkannte ihn wirklich einer aus seiner früheren Garnison — man konnte ihn nur beneiden darum, daß er drüben sein Glück gefunden.

Ihm war's unterwegs auf dem Schiff, als fälle der ganze bisherige Mensch von ihm, als ziehe ein anderer in ihn ein, derselbe, der damals in ihm war, als er noch ein lebensfreudiger Lieutenant. Tief in Gedanken versunken saß er oft abseits allein auf dem Verdeck oder im Salon, und dann gingen alle die traurigen Erlebnisse während harter acht Jahre an seinem Geist vorüber. Mit Hunger und Not hatte er gekämpft, und wenn er einen dürftigen Erwerb gefunden, war er durch andere, Klügere wieder verdrängt worden. Er hatte keine Anlage zum Abenteuer, er paßte nicht in dieses herzlose, wilde Geschäftstreiben, das hatte er sich tausendmal gestanden. Er war ein ehrlicher Mensch geblieben und nur eins konnte er sich zum Vorwurf machen, jenes traurige Ballabenteuer. Aber auch das war ja kein Vergehen gewesen, nur sein stetes Unglück hatte es zu einem solchen gemacht. Er sah dieses schöne Mädchen noch vor sich, wie es ihm gelungen, sich ihr bekannt zu machen, wie es so freundlich lächelnd zu ihm aufgeschaut, als er sich ihr vorstellte, und wie da gerade...

Er erröte vor Scham über sich selbst. Seinem Freunde, dem früheren Kameraden, hatte er jene Demütigung zu verdanken, obgleich auch der es ja gut gemeint! — Er verjagte die ungeliebte Erinnerung, er mischte sich in die Gesellschaft, die bei ruhiger, glücklicher Fahrt sich so heiter im Salon und auf dem Verdeck unterhielt. Er, wie er da unter ihnen, war ja jetzt Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle; die Damen unter den Passagieren sahen ihn gern, den jungen Elegant; sie fanden Geschmack an seiner Unterhaltung; ein neues Leben hatte für ihn begonnen und ein anderes stand ihm ja noch bevor!

Die zehn Tage, während welcher er auf dem Ozean schwamm, erinnerten ihn schließlich wohl noch an jene Zeit, da er denselben Weg gemacht, aber die wüsten Bilder verblaßten in seinem Gedächtnis; das Wohlleben, die Befriedigung seiner Bedürfnisse gaben ihm Ruhe und Zuversicht zurück, erlösten ihn von dem nervösen Sinnen, Brüten und Spähen des um die nächste Stunde Bangenden. Er fühlte sich der Welt zurückgegeben, schaute im Salon mit leichtem Bewußtsein in den Spiegeln auf ein Gesicht, das er lange nicht mehr so sorgenlos gesehen, setzte sich an das Piano und versuchte sich in den alten, lieben Melodien, die ihn an das veredelte Elternhaus erinnerten und ihm selbst jetzt so wunderbar klangen, als sie auch die letzten noch in ihm vibrierenden Dissonanzen auflösten, und als ein neuer Mensch setzte er endlich den Fuß wieder auf den vaterländischen Boden.

Der Better war beim Scheiden nicht karg mit dem Reisegeld gewesen, denn er hatte gewußt, daß er es ihm zurückgeben werde, sobald er könne; Lothar war also noch so bei Kasse, daß er während der nächsten Woche würdig auftreten konnte. Er verließ in Southampton das Schiff, ging nach London, von da nach Frankreich und betrat dann erst mit erwartungsvoll pochendem Herzen den vaterländischen Boden.

4. Ellen Fenland erscheint bei Brünigs.

Dem Anscheine nach recht traulich lebte die kleine Familie des Baron von Brünig in dem Schweizerhäuschen einer der Gartenstrassen der mittelherrlichen Stadt, die von Fremden gern zu kürzerem oder längerem Aufenthalt besucht wird. Die Wohnung in demselben ist nur bescheiden, sie besteht aus einem Erdgeschoß und hübschen Manjardenzimmern, deren mit Wein verankte Fenster einen prachtvollen Ausblick auf den Rhein und das gegenüberliegende Siebengebirge bieten. Das Gärtchen ist anspruchslos, aber die Galerie um das Haus, wenn auch schon morsch in ihrem Holzwerk, so einladend; grüne Fenster sind in das dieselbe beschattende Rankenwerk

geschnitten, die schwellenden Trauben sonnen sich da zwischen und die Bienen summen geschäftig in der Blätterwand.

Es ist heute ein wunderbar schöner Sommermorgen, an welchem der Baron, immer der erste, in seiner Jagdjoppe, einen von der Sonne schon gebräunten Strohhut auf dem grauen Scheitel, den Balkon des Manjardenzimmers betritt und auf die Stromufer zu seinen Füßen hinabschaut, zwischen denen sich eben ein Rheindampfer mit einer ganzen Flottille von Schleppschiffen zu Berg bewegt.

Er hat das seit lange täglich gesehen, denn schon seit Jahren bewohnt er dies Häuschen — nicht eigentlich aus wirklicher Wahl und Bedürfnis nach der Romantik dieser Lage. Das Schweizerhaus gehört den Erben eines reichen Mannes, von denen er es für ein Billiges gemietet, denn so schön es im Sommer ist, so kalt wohnt es sich im Winter darin, wenn der Nordost gegen die dünnen Wände bläst.

Der Sinn für Naturgenuss ist ihm längst vergangen; die Sorgen haben ihn stumpf gemacht. Einst ein wohlhabender Mann, hatte er, als seine Kinder heranwuchsen, Industriepapiere gekauft, die glänzende Dividenden versprachen; aber ein Verlust nach dem andern ließ ihn einsehen, daß er nichts von dergleichen verstehe; er ließ sich also in etwas anderes ein, das er, der früher Offizier gewesen, noch weniger verstand: er kaufte ein Landgut, ward betrogen und bestohlen, mußte Hypothek auf Hypothek nehmen, und als er das Gut verkauft, blieb ihm ein kleines Kapital, mit dem nichts anzufangen war. Und inzwischen waren sein Sohn und seine Tochter erwachsen, aus kleinen Sorgen waren große geworden. Ein paar hundert Thaler Pension und eine Rente aus einem Familienfidejussoren bildeten jetzt seine ganze Einnahme.

Norbert, der Sohn, ein blühender Mensch von fünf- undzwanzig Jahren, mit tiefbraunem Haar und Schnurrbartchen, offenem, lebenswürdigem Gesicht, noch etwas burchlos in seinem Wesen und von biederem, ehrlichem Charakter — Norbert hatte seinen juristischen Kursus hinter sich; aber womit ihn in seiner unbeforderten Stellung erhalten? Er ist ohne Gehalt am Amtsgericht der Stadt beschäftigt; in dem Häuschen aber ist aus besonderen Gründen kein Raum mehr für ihn, und wenn er die Eltern besucht, liest er die Sorge in dem Antlitz der Mutter, ohne helfen zu können. Erst gestern noch, als er mit Erna, der Schwester, allein im Garten saß, rief er verzweifelt: „Fünf Jahre mindestens noch arbeiten für nichts, gar nichts! Ich schäme mich, den Eltern auf der Tasche zu liegen, und weiß doch nicht, wie ich es ändern soll! Und dabei muß ich's mit ansehen, wie von den Kaufleuten der Stadt eine Klage nach der andern gegen den Vater beim Amtsgericht einläuft. Ich hab's Dir nicht sagen wollen, aber es muß doch heraus! — Und was wird's mit Dir, arme Schwester! Wer heiratet heute noch ein armes Mädchen! Ich hätte Lust, auszuwandern, nach Amerika; aber zu was brauchen sie dort meine Juristerei; oder Gold zu graben, aber wo finde ich es?! Die arme Mutter thut mir so leid! Die Gerichtskosten werden ihr auch noch das farge Wirtschaftsgeld verkümmern und schließlich, wenn das so weiter geht..."

"Aber sie hat doch in Mistref Fenland eine bedeutende Unterstützung erhalten!" meinte heimlich seufzend die braun-äugige Erna mit dem zarten bleichen Teint.

"Nun ja!" Norbert wurde jedesmal nachdenkend, wenn von Mistref Fenland die Rede war, um decentwillen er eben sein Manjardenzimmer hatte verlassen und sich ein Stübchen hatte mieten müssen.

Diese Mistref Fenland war nämlich seit kurzem gewissermaßen ein Mitglied der Familie geworden.

Die kölnische Zeitung hatte eine Anzeige gebracht, des Inhalts: „Eine junge Amerikanerin, die sich einige Zeit am Rhein aufzuhalten beabsichtigt, sucht Pension bei einer Familie besten Standes.“ Frau von Brünig hatte dies auf die Idee geführt, der Dame ein Zimmer und Kabinet im Erdgeschoß zu offeriren; dieselbe hatte das freudig angenommen, sogar mehr geboten, als von ihr verlangt wurde, war darnach in das Haus gezogen, und die persönliche Lebenswürdigkeit der Pensionärin hatte, selbst den Baron mit dem Gedanken seiner Frau verführt, der ihm, als nicht standesgemäß, sehr unpassend erschienen war. Aber zur wirklichen Aufbesserung seiner Verhältnisse genügte doch auch nicht, was dieser Gast für Wohnung und Unterhalt bezahlte.

Baron Brünig hat das nie so schwer empfunden wie gerade heute. Wie er dasteht und hinausstarrt, sieht er nichts von der wunderbaren Poesie des Morgens. Er sieht wohl, wie die Sonne den letzten Nebel verscheucht, die Morgenbrise ihn über den Strom jagt, wie einen Schleier zerreißt und wie der Himmel über ihm blaut, aber ihm fehlt die Andacht für diese Gottesoffenbarung; und wie er hinschaut mit so kalten, starren Augen, wird's ihm heiß unter dem Hut, da er es unter sich lebendig werden hört und die Sorgen des Tages von neuem beginnen. Er traut sich im Haar, läßt sich auf den Feldstuhl sinken, stützt den Ellenbogen auf die Brüstung und schaut ausdruckslos ins Weite.

"Auch dieser gottvergeßene Mensch muß mir noch einen solchen Streich spielen!" brummt er vor sich hin. „Und daß ich so dumm sein konnte, mich noch einmal

durch schöne Worte meines leichtsinnigen Bruders aufs Eis führen zu lassen! Retten sollt' und wollt' ich ihn, ich, dem selbst schon die Schlinge am Halse sitzt; ich verbürgte mich aus Barmherzigkeit durch einen Wechsel für ihn, nur um ihm die Frist zu verschaffen, nach der er sich selber helfen könne, und was geschieht? Er ist verreckt am Verfalltage, anstatt mir zur Einlösung das Geld zu schicken, und gestern überfällt man mich auf der Straße, um den Wechsel zu protestieren! — Ein Glück noch, daß das draußen geschah; aber meiner Frau kann's ja doch nicht verborgen bleiben, und wenn Norbert im Amtsgericht hört... Ich muß mich vor dem Jungen schämen; er sieht mich oft so fragend an, wenn wahrscheinlich ihm oder seinen Kollegen eine Klagesache gegen mich in die Hände gekommen sein mag! Aber woher soll ich's denn nehmen, dieses verfluchte Geld! Ich werde mich sogar schließlich

vor dieser Mistreß Jenland blamieren, wenn sie kommen und mir die Möbel versiegeln! Zweitausend Thaler! Seit wie lange habe ich eine solche Summe nicht mehr in Händen gehabt!"

"Männchen, komm zum Frühstück!" hört er erschreckend eine helle Frauenstimme unter sich.

"Zum Frühstück! Wie lange werden wir noch frühstücken, wenn's so fortgeht!" Er erhebt sich, fährt sich mit der Hand über den grauen Scheitel und tritt zurück in das kleine Mansardenzimmer, das ihm mit seiner dürftigen Einrichtung als Schlafzimmer dient, seit Norbert es verlassen, dessen Anwesenheit im Hause durch die der jungen Amerikanerin unpassend geworden.

Ein ganz anderes Bild ist's, das sich unter ihm auf dem breiten Vorsprung der um das Haus gehenden Galerie hinter der grünen Nebenwand gestaltet. Die Baronin,

eine Frau von fünfundvierzig Jahren, noch hübsch, aber mit von Sorgen angefränktem Gesicht, ordnet den Frühstückstisch, während Erna mit Mistreß Jenland auf der Brüstung der Galerie zwei Rotkehlchen füttert, deren Nest drüben im Fliederbaum.

Zwischen den beiden hat sich ein intimes Freundschaftsbündnis gestaltet. Erna ist eine schlanke Mädchengestalt, fast zu ätherisch, aber ihr Wuchs, ihre Haltung, ihr ganzes Wesen finden in ihrem Antlitz ihren korrespondierenden Ausdruck. Ihr Teint ist bleich, nur bei freudigen Regungen leicht rosig angehaucht, in ihren braunen Augen liegt Schwermut, und wenn sie allein, pressen sich die hübsch geformten Lippen wohl nervös zusammen, ihre Lider schließen sich und ihren Händen entsinkt die Arbeit in den Schoß.

Aber so war sie erst in letzter Zeit geworden. Das



Morgen am Obersee (Bayern). Gemälde von J. F. Hennings. (S. 19.)

bisher blühende Mädchen kränkt im Gemüt. Des Vaters traurige Verhältnisse waren schuld daran, daß sich Günther von Willroth, des Bruders Freund, ein junger Kavallerieoffizier, der ihrem Herzen teuer geworden, zurückgezogen, — gewiß nicht aus eigenem Antriebe, denn er war so traurig gewesen, als er auf seines Vaters Betreiben von hier fort auf die Kriegsschule geschickt worden. Norbert hatte ihr seitdem versprochen müssen, ihr alles zu sagen, was er Schlimmes über die Geldverhältnisse hören werde, und dieser that das nur allzu gewissenhaft, um nicht die Bürde allein zu tragen. Die Schwester, meinte er, müsse wenigstens wissen, was der Mutter und dem Vater gegenüber er zu berühren nicht den Mut hatte.

Andero ist der Gast, Mistreß Jenland. Mit einem nicht übermäßig großen amerikanischen Koffer war sie von Köln gekommen und vor das Schweizerhaus gefahren, im einfachsten Reisetostüm mit einem kleinen Capothütchen

auf dem hellbraunen Haar, aus welchem das lieblichste, frischeste Gesicht mit seinem stumpfen Näschen recht neugierig der ihrer harrenden Familie entgegen schaute. Mit einem ganz passablen Deutsch auf der Zunge hatte sie sich eingeführt und sich gleich wie zu Hause gefühlt. Ein glücklicheres Temperament als das ihrige hätte auch nicht in das kleine Haus kommen können, um wenigstens äußerlich den Sorgenhimmel zu klären, der sich immer schwerer über daselbe legte; aber wie wohlthuend dies für die Familie auch sein mochte, es war oft doppelt schwer, dem Gaste zu verbergen, was die Gemüter drückte. Und Mistreß Jenland mit ihrem freimütigen Wesen schien wirklich nichts hievon zu bemerken. Wenn sie, die hübsche, schlanke Gestalt, in ihrer stets so einfachen, anspruchslosen Kleidung, aus ihrem weinberankten Zimmer in der Familie erschien, ein Lächeln in den dunkelgrauen, von langen Wimpern beschatteten Augen, mit dem lebhaft vibrierenden stumpfen

Näschen und den weißen Zähnen, die stets zwischen den leicht geöffneten roten Lippen hervorschimmerten, und sie Erna umarmte und küßte, der Baronin herzliche Worte sagte, die so drollig klangen in ihrem deutsch-amerikanischen Dialekt, dann war's Sonnenschein im Zimmer; selbst der Baron vergaß den Ingrimm über seine Schulden und meinte, ihm sei ein so eigentümliches Frauenzimmer noch nicht vorgekommen. Sie sei ein Engel im Hause — wenn nur nicht der Teufel darin die Wirtschaft übernommen hätte, setzte er für sich hinzu.

Schüchterner war Mistreß Jenland freilich, wenn Norbert abends kam und sich zu ihnen setzte. Dann ward sie, wenn auch nicht verstimmt, doch schweigsamer. Während Erna sie Ellen nennen mußte und diese ihr fehlte, wenn sie vergeblich nach ihr suchte, nannte sie nie seinen Namen, hörte auch mit stumpfer, gleichgültiger Miene zu, wenn er sprach. Sie vermied ihn nicht, aber sie

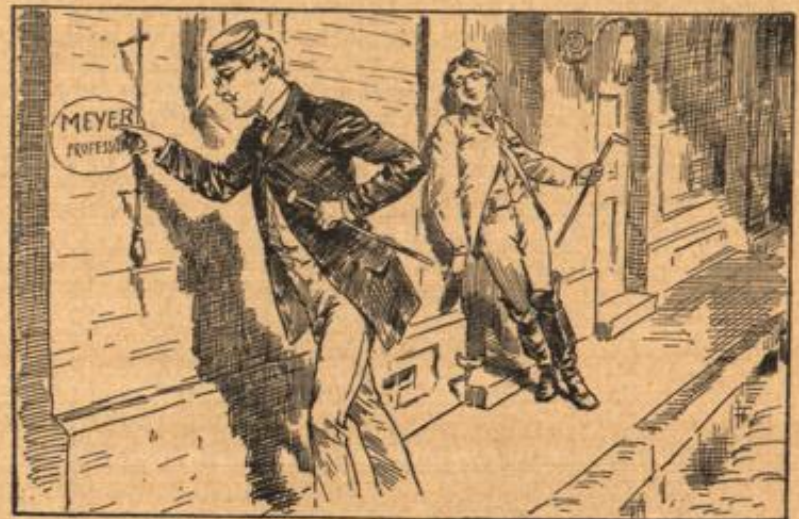
Die Geisterstimme.

Nach Skizzen von Ed. Thürmer.



Tier und Menschen schliefen feige,
Selbst der Hausprophete schwieg,

Als ein Paar fiedler Gäste
Schwankend aus der Kneipe flog.



„Sieh, da wohnt Professor Meyer,
Der mißlieblich sich gemacht!

„Ah, jetzt weiß ich, wie wir spielen
Einen Streich ihm diese Nacht!“



Also ruhend, schwanket lustig
Zu der Wand der Rufesohn;

Sieh, ein altes Abfluhrrohr kann
Werden noch zum Telefon!



Spät noch liegt der Herr Professor,
Ploßlich fährt er jäh empor:

Dampf und tief, wie Grabesstimme,
Tönt's an des Erschrockten Ohr.



Wie ein Pöcklein aus dem Bette
Springend, lauscht er dem Geschnöke;

„Was ist das? Und woher kommen
Diese rätselhaften Töne?“



Ploßlich zieht's wie Wetterleuchten
Luftig über sein Gesicht:

„Wartet nur, na, ihr da unten,
Euch verderb' ich die Gesicht!“



Und grinsend zerret er den Mund
Und deutet auf des Wassers Schlund:
Illustr. Welt. 1889. 1

„Dem hab' ich gründlich heimgesucht,
Denn, weil genugsam er besudelt



Den innern Menschen, hab' ich eben
Dem äußern auch sein Teil gegeben;

Denn selber oft hinein muß wandern,
Wer eine Grube gräbt dem andern!“

suchte ihn auch nicht, und peinlich schien es ihr, wenn er sie mit unwillkürlicher Bewunderung anschaute und seine Augen an ihren frischen Lippen hingen. Selbst wenn Erna von ihrem Bruder sprach, ward sie unaufmerksam und zerstreut, und dennoch hatte es Momente gegeben, in denen er ihr Auge ausleuchten gesehen, wenn er ins Haus kam — freilich, um gleich darauf ihn keines Blickes mehr zu würdigen.

Sie war ein Geschöpf, das nicht mit gewöhnlichem Maße zu messen, das wußte er; ihre Kindheit mußte eine vielleicht unglückliche gewesen sein, das entnahm er aus einzelnen absichtslosen Andeutungen; jedenfalls hatte sie die frühzeitige Selbständigkeit der Amerikanerinnen gehabt, die ihr auch den Mut gegeben, mit einundzwanzig Jahren über den Ozean zu reisen. Sie konnte mit lachender Miene unnahbar sein, wenn sie es wollte, und doch wieder kindlich zutraulich; dem jungem Mann aber hatte sie während all der Zeit aufs strengste jede Gelegenheit entzogen, mit ihr allein zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Korallenadel oder Brosche. Wenn du deiner Puppe zu ihrer bevorstehenden Gesellschaft einen herrlichen Schmuck, ein Korallenbouquet als Brosche machen willst, oder eine Korallenadel, dieselbe ihr ins Haar zu stecken, so mußt du folgendermaßen verfahren, um dir dies zu verschaffen. Schütte einen halben Eßlöffel voll Gummi arabicum in ein kleines, aber etwas tiefes Gefäß und gieße so viel Wasser darüber, daß du einen steifen Teig erhältst. Diesen laße vierundzwanzig Stunden lang stehen — rühre ihn währenddessen einigemal um — und wenn er ganz klar erscheint, mische eine Messerspitze voll Zinnober in die Masse. Hierdurch bekommt der Gummi eine schöne rote Farbe. Jetzt schneide aus harter weißer Baumwolle kleine Fäden, die später die Äste der Korallenadel vorstellen sollen. Diese Fäden tauche, einen nach dem andern, in die steife Gummimasse und hänge sie dann an einem warmen Orte zum Trocknen auf, und zwar so, daß die Fäden sich nicht berühren. Sind die Ästchen nach dem ersten Eintauchen noch nicht dick genug mit Gummi überzogen, so wiederhole das angegebene Verfahren, aber laße den Gummi nicht alt werden, sonst kann er giftig wirken. Ehe die Korallenzweige ganz trocken geworden sind, biege sie zur gewünschten Form. Du kannst statt der weichen Baumwolle auch mit Garn umwundenen feinen Blumenstrauch nehmen und diesen schon vor dem Eintauchen biegen. Die fertigen Ästchen binde zu kleinen Büscheln zusammen, bekleide die Stiele mit einem Reif von dünnem schwarzem Saffian, den du bei jeder Putzmacherin kaufen kannst, und hieran befestige die zur Brosche gebliebene Adeln.

Das Einsammeln von Insekten.

Unter Steinen suchen zahlreiche Käfer, namentlich Carabiden, Staphylinen und so weiter, während des Tages eine Zuflucht. Man findet sie hier, besonders im Frühjahr, wenn die Erde noch feucht ist, und in Alpengegenden auch im Sommer oft in Menge. Besonders reich pflügt Kalkterrain zu sein. Um sich an der Masse der umgebenen Steine nicht die Fingerspitzen wund zu reiben, kann man eine kleine, etwa 7 Centimeter breite Harle von recht fester Konstruktion mit einschraubbarem Stiele verwenden. Große, flache, in weichem, humusreichem Boden eingesenkte Steine, die sich ohne große Kraftanstrengung umwenden lassen, und in den Alpen namentlich solche, welche in der Nähe oder am Rande von Schneefeldern liegen, pflegen die meiste Ausbeute zu geben. Man achte dabei nicht nur auf die auf dem Boden, sondern auch auf die an der Unterseite des gewendeten Steines sitzenden Käfer. Manche Arten finden sich hier vorzugsweise. Sie sind bisweilen schwer zu sehen, und hat man sie gefunden, schwer zu erlangen, weil sie sich oft sehr fest in den kleinen Vertiefungen des Steines anklammern. Man muß sich dann wohl entschließen, sie mit der vorsichtig (am besten durch bloßes Anhauchen) befeuchteten Fingerspitze, an welcher sie anleben, aufzutupfen. Doch sei bei dieser Gelegenheit besonders davor gewarnt, solche Minuten beim Fange mit Speichel zu beschmutzen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die unter Ameisen lebenden Käfer, die man ebenfalls beim Umwenden von Steinen unter den verschiedenen hier lebenden Ameisenkolonien antrifft. Man findet sie nicht immer ganz leicht unter dem Gewimmel der viel zahlreicheren Ameisen. Die große rote Ameise (*Formica rufa*) sowie *Lasius fuliginosus* bieten die meisten Ameisengänge. Letztere legt zwar ihre Kolonien nicht unter Steinen, sondern an Baumstämmen an, unter Steinen aber, die in der Nähe ihrer Kolonien liegen und die man auch zum Zwecke des Sammelns besonders dahin legen kann, pflegt das Sammeln lohnend zu sein. Weniger Ausbeute liefern zwar die Kolonien von *Myrmica laevinodis*, *Tapinoma erraticum* und *Tetramorium caespitum*; allein die Käfer, welche man hier antrifft,

sind besonders wertvoll, so daß man sich der kleinen Mühe wohl schon unterziehen darf.

Unter tiefer in die Erde eingesenkten großen Steinen findet sich auch, doch, wie es scheint, nicht sowohl in Zentraleuropa als vielmehr in dem Gebiete der Mittelmeerländer, in Südfrankreich, Spanien, Italien, Syrien und Nordafrika, eine Reihe kleiner augenloser Käfer, die sehr verschiedenen Gattungen und Arten angehören. Ihr Sammeln erfordert besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit und ist nur dann, wenn infolge der Winter- oder Herbstregen der Boden einigermaßen feucht ist, oder wenn ausnahmsweise einmal ein reichlicher Sommerregen stattgefunden hat, möglich. Thonreicher Kalk- oder Mergelboden ist Lebensbedingung für diese Blindkäfer, da nur ein solcher im Stande ist, den heißen Sommer hindurch die nötige Feuchtigkeit zu bewahren. Bei feuchtem Wetter geben wohl auch kleinere Steine Ausbeute an Blindkäfer, ja bisweilen sogar größere Ernten als große Blöcke, die die Erde darunter vor dem Eindringen der Feuchtigkeit geschützt haben. Ist der Boden ausgetrocknet, so pflegen sich die Tiere tiefer hineinzuziehen und sind völlig unauffindbar. Wenn auch die Ausbeute an Exemplaren bei der Jagd nach Käfern dieser Art spärlich sein sollte, so pflegen die Arten, die man findet, desto wertvoller zu sein, so daß sie Zeit und Mühe reichlich lohnen. Bemerkenswert ist die geringe Verbreitung der einzelnen Arten, welche die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit neuer Entdeckungen in Gebieten, die noch nicht allseitig durchsucht sind, bedingt.

In den unterirdischen Höhlen der Tropfsteingrotten in Kalkgebirgen, vorzüglich in Krain, Ungarn, in den Pyrenäen und so weiter, trifft man ebenfalls eine höchst interessante, ganz eigenartige Insektenwelt, besonders Käfer. Die meisten dieser Tiere muß man in solchen Grotten mit Hilfe künstlichen Lichtes einzeln suchen und findet sie auf den Tropfsteingebilden am Boden oder an den Wänden umherlaufend. Andere Grottenkäfer leben in oder auf der mit zerfetzten organischen Substanzen gemischten Erde, namentlich unter kleinen Steinen, die hier liegen, oder die man vorher hingelegt hat. Auch kann man sie mit kleinen Fleischstückchen, die man zu diesem Zwecke in der Höhle auslegt, lockern. Grottenkäfer sind meist besonders zarte Tiere und bedürfen daher beim Sammeln besonderer Sorgfalt. Uebrigens betrete man das kellerartige, oft eiskalte Innere der Grotten nie, ohne sich vorher gründlich abgekühlt zu haben, zumal wenn man, etwa von einem längeren Wege in der Sommerwärme, erhitzt ist. Man kann hier nicht dringend genug zu größter Vorsicht mahnen.

Aus: „Das Kalken und Aufbewahren von Naturhistorischen Sammlungen“. Von Dr. v. Riesenwetter und Th. Reibisch. Leipzig, Otto Spamer.

Ausrechnungs-Aufgabe.

Ein Gärtner hat zwölf Bäume zu pflanzen in sechs Reihen, und in jede dieser Reihen sollen vier Bäume zu stehen kommen. Welches ist die richtige Auslösung dieser Aufgabe?



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Abgefertigt.

Dem „B. L.“ wird eine hübsche Anekdote mitgeteilt, welche dem berühmten Kliniker Professor Friedrich, dem Vorgänger Leubens, nachgefragt wurde. Friedrich, der nicht nur als Lehrer und Forscher geschätzt war, sondern auch als behandelnder Arzt eines Welttrufes sich zu erfreuen hatte, kam häufig in die unerwünschte Lage, auch im Privatleben über ärztliche Fragen erregt zu werden. Bei dieser Gelegenheit hatten die Fragesteller in der Regel nicht etwa ein lässliches wissenschaftliches Interesse im Auge oder wollten eine entschuldigte Wißbegier befriedigen, in ihrem angeborenen praktischen Sinn suchten sie vielmehr meistens den berühmten Arzt, wie der Student sagt, zu „schinden“, wodurch sie die Beschwerden und Kosten einer offiziellen Konsultation auf „ehrenvolle“ Weise zu umgehen gedachten. Einst nun sah Friedrich in einer vornehmen Gesellschaft neben einer ebenso schönen wie gebildeten Künstlerin, welche das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, ihren Tischnachbar über ein Magenleiden „interviewte“, von welchem sie seit Jahren geplagt wurde. Bei der Beschreibung ihrer Beschwerden, welcher Friedrich, wie es seine Art war, stumm zuhörte, wählte die Künstlerin zwar korrekte, aber für die Gelegenheit und Stimmung nicht gerade angemessene Ausdrücke, weil sie ihren Zustand dem berühmten Professor recht deutlich zu machen wünschte. Friedrich merkte die Absicht und — wußte sich zu helfen. Als die Künstlerin endlich die Frage an den großen Meister richtete, wie ihr zu helfen sei, und mit ängstlicher Erwartung an den Lippen ihres stillen Nachbarn hing, welche sich nach ihrer Meinung nun zu einer ausführlichen Ordination öffnen sollten, sagte der Konsultierte: „Mein gnädiges Fräulein, Ihr Zustand ist ein derartiger, daß ich Ihnen entschieden empfehle, sich in die Behandlung eines tüchtigen Arztes zu begeben.“

Frau Adeline Patti besitzt einen großen weißen Elfenbeinfächer, auf dem sich fast alle regierenden Fürsten Europas eingezeichnet haben. Auf dem ersten Zeile befindet sich ein Spruch Alexanders III., er schreibt: „Nichts beruhigt lächer als Ihr Gesang, selbst aufgeschrecktem Wilde würde er sofort das Gefühl der Ruhe geben.“ Kaiser Wilhelm hat nur die Worte: „Der Nachtigall aller Jahreszeiten“, eingeschrieben. Königin Christine setzte die poetischen Worte: „Der lieblichsten Spanierin eine Königin, die stolz ist, sie zu ihren Unterthanen zu zählen.“

Kaiser Franz Joseph schrieb nur seinen Namen unter jenen der Kaiserin Elisabeth, sowie das Datum eines Hofkonzertes, bei dem die Patti mitgewirkt. Die Königin der Belgier zeichnete einige Takte des Arditiischen Kußwalzers ein. Königin Viktoria läßt sich also vernehmen: „Wenn es wahr, was ‚König Lear‘ sagt, daß eine sanfte Stimme eine schönes Ding am Weib, dann sind Sie, meine holde Adeline, die berückendste aller Frauen.“ Inmitten dieser hochfürstlichen Autographen ist der Name „Mr. Thiers, Präsident der Republik“, zu lesen; mit einer scherzhaften Wendung bemerkt er: „Königin des Gesanges, ich reiche Dir die bürgerliche Rechte.“

In der Falle.

„Wie gesagt, Herr Kommerzienrat, ich sehe durchaus nicht auf Vermögen, ich liebe Ihre Tochter nur um ihrer Sanftmut willen.“

„Dann heiraten Sie lieber meine Nichte, die hat gar nichts und ist noch viel sanftmütiger.“



Aus allen Gebieten.

Nur Entfernung fremder Körper aus dem Auge.

Wir entnehmen den „Pop. Science Rev.“ folgende Mitteilung eines Arztes: „Vor einigen Jahren fuhr ich auf einer Lokomotive; als der Führer das Vorderfenster öffnete, flog mir ein Stüchchen Asche ins Auge, das mir den heftigsten Schmerz verursachte. Als ich das Auge mit beiden Händen rieb, gab mir der Führer den Rat, nur das nicht betroffene Auge zu reiben. Ich befolgte den Rat und fühlte bald, wie sich das Aschenkorn nach dem inneren Augewinkel zu bewegte. Nach minutenlangem oder etwas längerem Reiben fand ich, als ich in einen Spiegel sah, das Korn auf meiner Wange. Seitdem habe ich das Mittel manchmal probiert und es vielen anderen angeraten, und hatte niemals einen Mißerfolg, wenn nicht das Korn so scharf war, daß es in den Augapfel einschlug und mittelst Operation entfernt werden mußte.“

Eingedichteter Most.

In Kalifornien beabsichtigt man die Produkte des dortigen Weinbaues für Europa in höherem Grade verwendbar zu machen durch Einführung eines Abdampfverfahrens. Der frisch geleserte Most soll, von den fleischigen Teilen der Beeren getrennt, in Vacuumpfannen bis zu einem Drittel seines anfänglichen Volumens bei circa 40 bis 50 Grad Celsius eingedampft werden. Schalen und fleischige Teile der Beeren sollen so stark ausgepreßt werden, daß der Preßrückstand fast trocken wird. Schließlich sollen der eingedampfte Most und die möglichst trocken gepreßten, fleischigen Rückstände der Trauben wieder vereinigt und das innige Gemisch derselben in Fässer verpackt und als eingedichteter Most zur Herstellung von Wein in andere Erdteile verschickt werden. Namentlich scheint England, wo die Einfuhr des Mostes als alkoholfreies Produkt keiner Besteuerung unterliegen würde, als Abgabegebiet ausersuchen zu sein.

Gesundes und krankes Fleisch.

Sehr blasser Farbe des Fleisches ist ein Zeichen, daß das Tier blutarm gewesen und das Fleisch nicht kräftig ist; die Ursache der Blutarmut kann in bedenklichen Krankheiten liegen. Tief purpurrote Farbe beweist, daß das Tier nicht geschlachtet, sondern krepiert ist. Marmoriertes Aussehen, herrührend von zwischen den Fleischfasern liegendem Fett, hat nur gutes Masteis. Das Fett an gesundem Fleisch ist weich und hart, an krankem dagegen gelblich, weich, wässrig oder gallertartig. Gesundes Fleisch fühlt sich fest an und macht den Finger kaum nach, krankes ist weich und läßt Flüssigkeit austreten. Gutes Fleisch riecht kaum, krankes riecht muffig. Gutes Fleisch schrumpft beim Kochen wenig ein und verliert nicht viel an Gewicht, schlechtes schrumpft zusammen und wird viel leichter, weil in der Krankheit Fett und Muskelfasern geschwunden sind.

Rezepte.

Gegen den Schimmel der Rosen wenden französische Bächter mit gutem Erfolge nachstehendes Mittel an. In einen eisernen Kochtopf bringe man 250 Gramm Schwefelblume, ein gleiches Quantum frisch gelöschten Kalkes und gieße 3 Liter Wasser darauf, dann siede man diese Mischung unter stetem Umrühren circa 10 Minuten, lasse sie abkühlen, sich klären und fülle die reine Flüssigkeit in Flaschen, welche verkorkt werden müssen. Beim Gebrauch gebe man 1 Liter hiervon auf 100 Liter Wasser gut umgerührt. Man spritzt die vom Schimmel ergriffenen Rosen spät abends ab. Verspritzt man die Rosen im Frühjahr, wenn die Triebe 5 Centimeter lang sind und die Krankheit noch nicht aufgetreten ist, so kann man sicher sein, daß sie nicht erkrankt. Ist die Krankheit aber sichtbar, so genügen zwei bis drei Verspritzungen, um sie verschwinden zu machen. Die gewonnene Flüssigkeit hält sich in gut verschlossenen Flaschen mehrere Jahre lang. Sie gibt dem Wasser eine schöne, grünlich schillernde Farbe, woran man erkennt, daß Mischung und Zubereitung richtig vorgenommen wurden.

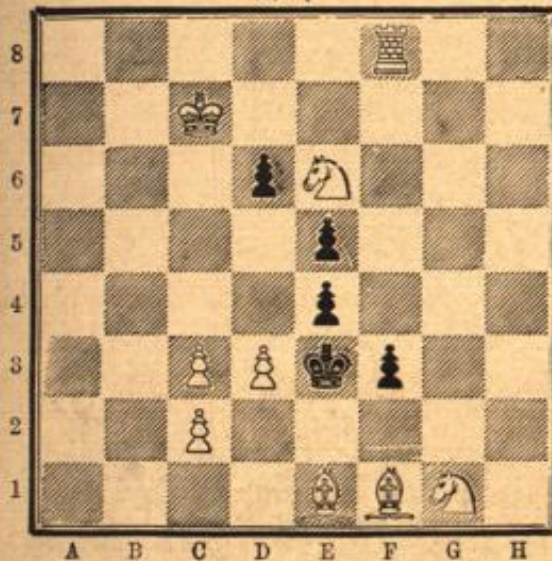
Schach.

(Redigiert von Jean Tustredne.)

Aufgabe Nr. 1.

Von G. Bradymat.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 11 Seite 530
vorigen Jahrgangs:

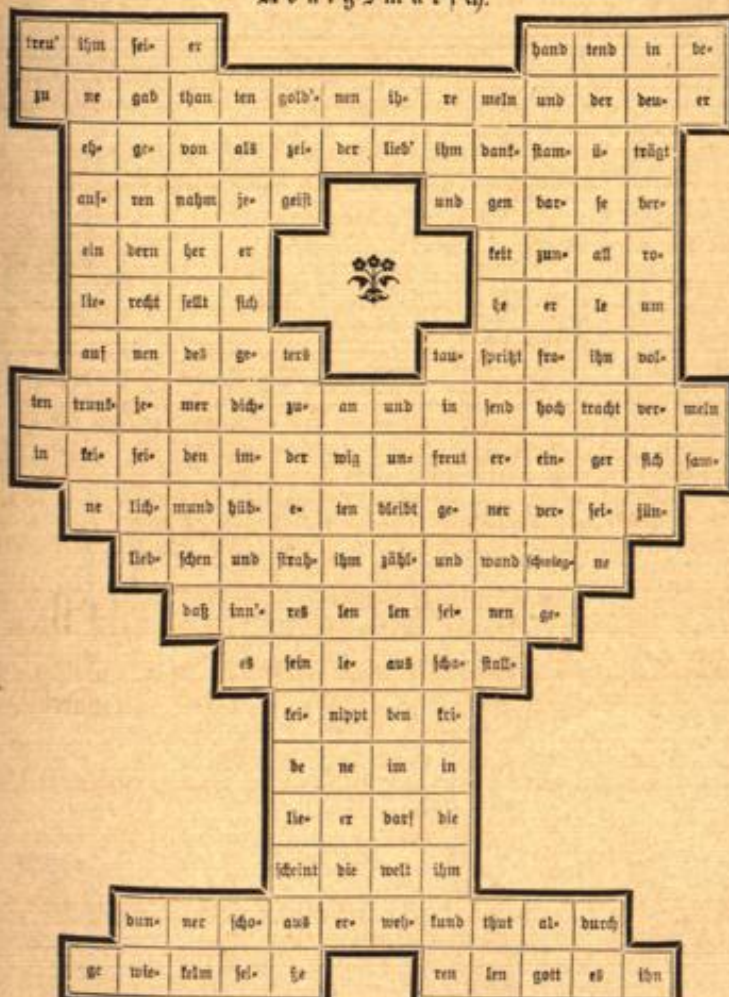
- Weiß.** 1) A. D 5 nimmt D 6. 2) E. H 4 - F 5 Matt.
Schwarz. 1) R. E 3 nimmt D 4.
A. 1) E. G 1 - E 2 oder - F 3.
B. 1) E. G 3 - F 5 oder E. H 4 - F 5 Matt.
C. 1) D. D 4 - E 4 Matt. 2) D. E 1 - D 2.

Rätsel.

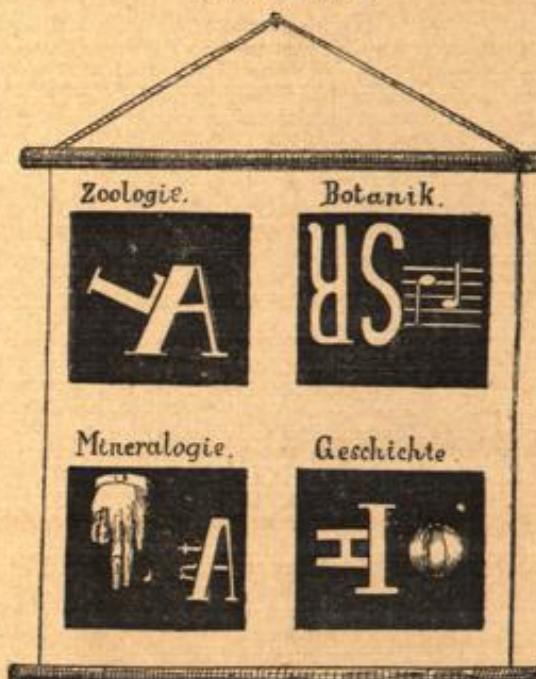
Es wählet jeder Nixe sich
Das „Getrennte“ als zum Ziel;
Das „Vereinigte“ sein, bemühe dich,
Und erreichst hast du viel.

Einfach ist die Lösung dessen,
Um was mein Reim dich fragt;
Und zum Schluss sei nicht vergessen,
Dass ich schon - zu viel gesagt.

Königsmarsch.



Bilderrätsel.



Kleine Korrespondenz.



Hrn. S. v. R. in Bretten. Das Schriften: „Seelst und Seebad“, von Dr. C. Kruse (Kord, Soltan), wird Ihnen gute Dienste leisten.

Hrn. G. Maier in München. Eine Drahtseilbahn auf den Bürgerstod am Bierwaldhütterer ist schon eröffnet. Der Betrieb geschieht dermittelst Elektrizität.

Hrn. Paul Röring in Verleberg. Das ist sehr schwierig Ihnen hier zu erklären. Dergleichen macht ein Physikbuch am besten klar, zum Beispiel Müller-Boulliers Lehrbuch der Physik und Meteorologie (Braunschweig, Vieweg & Sohn).

Abonnentin in Kassel. Benzinnommesia, weniger anzureichen. Klecks, weil den Stoff zerstörend, wenigstens anzureichen.

Hrn. G. W. in Posen. Der Titel ist: „Michael Rothhaas“, in Reclams Bibliothek, Leipzig, erschienen, 2 Bände 20 Pfennig.

Hrn. M. S. in Weimar. Sie haben die Wette verloren, der König heißt Carol.

Abonnent in Bamberg. Wenden Sie sich an den deutschen Schriftsteller-Verband, Literarisches Bureau, Berlin W., Friedrichstr. 237.

Hrn. G. Wendel in Bremen. Wir empfehlen Ihnen das neue französische Wörterbuch von Schuster-Kegnier (Leipzig, J. J. Weber).

Hrn. G. Brauer in Weiden. Der Ausspruch: „Der Karmel hat angefangen!“ kommt in einer von dem 1849 in Berlin verstorbenen Reimschmied und Kupferstecher Heinrich Rami in Versen gebrachten Geschichte vor. Der Pudel eines über den Markt wandernden Herrn zerbricht ein lebendiges Kaninchen, das zu dem Kram einer Obsterin gehört. Obwohl der Herr ihr zehnfachen Ertrag bietet, besteht die Verkäuferin in der Absicht, ihn zu pressen, darauf, daß er mit ihr „auf die Obsterin“ gehen soll. Ein Schusterjunge, der dem Streite zugeschaut hat, nimmt Partei für den Herrn und verspricht gegen ein Trinkgeld, zu bezugen, „daß der Karmel hat angefangen“ (daß das Kaninchen angefangen hat).

Frau G. Hammach in Frankfurt a. M. Ein guter Ritt in Dreifach wird bereitet: Nennige und gebrannter Borax je 4 Teile und Kreide 1/2 Teil, jedes für sich fein gepulvert, vermischt man und schmilzt es im Schmelztiegel zu Glas zusammen; nach völligen Schmelzen gießt man es rasch in kaltes Wasser und trocknet es pulvert es fein und seigt es. Auf einer mattschließenden Glasplatte wird es dann mit Wasser zum feinen Brei abgerieben; man bestreicht damit die zu fittenden Flächen, packt sie zusammen, wäscht die überfließende Masse sorgfältig ab und seigt dann das Gefäß einem Glühfeuer aus.

Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charakteren etc. des vorigen Jahrgangs sind uns zugegangen von: Fr. G. Rühlsbauer, Zürich; Eva Bernmeier, Magdeburg; Karoline Sauerbrei, Frankfurt a. M.; Hermine Trutty, Bern; Dorothea Gogel, Leipzig; Elisabeth Wagner, Ulm; A. Gail, Weisel; J. Adella Rarger, Halle; W. Genfichen, Berlin; Mina Gogber, Bremen; Antonie Anthony, Chicago; Ottilie Hallier, New-York; Martha Strubberg, London; Frau Pauline Kogel, Stettin; Emilie Bronner, Bayreuth; Ernestine Loy, Potsdam; Melida Bjornhelm, Kopenhagen; Dr. O. Bamberger, Posen; A. Gutentag, Breslau; J. Redlig, Hannover; G. Abrikten, Kiel; G. Holowich, Budweis; D. Anderson, Dublin; W. Nautig, Berlin; J. Springer, New-York; G. Paulike, Magdeburg; L. Heinschen, Dresden; W. Gengler, Leipzig.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Robert St. Dem Gichtwerden von Krampfadern an den Unterschenkeln kann man durch Tragen von Gummistrümpfen oder durch sorgfältig angelegte Flanellbinden vorbeugen.

Al. in Barmen. Muß chirurgisch behandelt werden.

Hrn. G. C. in Amsterdam. Abreibungen mit Sandmandelsteine sind in diesem Fall von Nutzen.

Hrn. Elise Berth in Mannheim. Nehmen Sie täglich nach dem Mittagessen eine Messerspitze gebrannter Magnesia, magnesia usta.

Abonnent in Bruchsal. Ein kaltes Fußbad bei Ihrer Konstitution ist abzuraten, dagegen dürfte Ihnen ein lauwarmes Fußbad von 26 bis 27 Grad Reaumur viel mehr Beruhigung und auch Schlaf bringen.

Besorgte Hausfrau in Mühlhausen. Einem Kranken nicht genug frische Luft zuführen, hindert die Heilung der Krankheit. Starke Zugluft ist natürlich auch vom Uebel.

Hrn. C. Gramper in Ghr. Mit Karbolöl einreiben.

Dr. Sol.

Anfragen.*)

1) Welche Art Stärke muß man anwenden, um einem baumwollenen, geschliffenen Kinderleid, das beim Waschen lang geworden ist, wieder die ursprüngliche Form zu geben?

Sorgsame Hausfrau in Rheinfelden.

*) Antworten dieser Fragen aus unserer Beserkeit werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Vonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Vonin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist erschienen:

Friedrich III.

Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Ein Lebensbild treuer Erinnerung.

16 Seiten Großfolio mit 29 Illustrationen.

Mit dem Porträt Seiner Majestät des Kaisers Friedrich auf Kupferdruckpapier.

In elegantem Umschlag. Preis 50 Pfennig.

Gleichwie auf den Tod Kaiser Wilhelms I. haben wir jetzt auch ein Gedenkblatt auf das Hinscheiden des Kaisers Friedrich herausgegeben. Diefelben Vorzüge, welche man allgemein bei dem ersten Gedenkblatt rühmte: Würde, Eleganz, eine feierliche Pracht und gediegene Vollständigkeit in Text und Bild, zeichnen auch dieses Heft aus. Eine Fülle von Illustrationen, die hervorragenden Momente aus dem Kriegs- und Familienleben des edlen Fürsten darstellend, Bilder aus den Tagen seines Leidens, Abbildungen seiner Lieblingswohnstätten in früheren Jahren und als Kaiser ergänzen nach der künstlerischen Richtung hin die ausgezeichnete Biographie, die voll Wärme und Liebe und doch dabei von der sorgfältigsten historischen Genauigkeit und Wahrheit ist. Dieses Gedenkblatt in Großfolio mit dem herrlichen Porträt des Kaisers in gleicher Größe als Feldmarschall von Cossmaler Bülow darf unstreitig zu den weisesten und reichhaltigsten Gaben, welche auf den Tod des allzu früh hingegangenen edlen zweiten deutschen Kaisers erschienen sind, gerechnet werden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes.

Wo der Bezug durch eine Buchhandlung auf Schwierigkeiten stoßen sollte, ist die Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung des Betrages von 60 Pfennig in deutschen Briefmarken zur direkten Franko-Zusendung unter Kreuzband bereit.

Unseren geehrten Abonnenten

empfehlen wir xlogographische Extra-Abdrücke des Bildes aus „Ueber Land und Meer“:

„Kaiser Wilhelm und die Seinen“

nach einem Originalgemälde von Th. Volz

auf ff. Japanpapier gedruckt und auf Kupferdruckpapier aufgezogen (Bildgröße — 26 Personen darstellend — 49 x 31 1/2 Ctm., ganze Papiergröße 79 x 59 Ctm.).

Vorzugspreis für unsere Abonnenten nur 1 Mark.

Ferner machen wir hiedurch bekannt, daß wir das Bild jetzt auch

in vortrefflichem Lichtdruck

in gleicher Größe wie die xlogographischen Abdrücke liefern und zwar zum

Vorzugspreis für unsere Abonnenten von nur 3 Mark.

Dieses Gedenkblatt bietet in seiner schönen Ausführung einen wirksamen, eleganten und herzerfreuenden Zimmerschmuck; es ist ein Prachtbild, das sich ebenso durch künstlerischen Wert wie durch die Porträttreue auszeichnet, und dabei so außerordentlich billig ist, daß jedermann es sich anschaffen kann. Keine Familie sollte sich diese Gelegenheit entgehen lassen, ihr Zimmer mit diesem patriotischen und interessanten Bilde zu schmücken, auch jeder Junggeselle, besonders wenn er dem Kaiser und Reich treu gedient hat, wird dieses Gedenkblatt, sobald er es zu Gesicht bekommen, sich zu erwerben wünschen, um sein Heim mit dem figurenreichen, feingruppirten Bilde zu verschönern.

Die Bestellung wolle bei derselben Buchhandlung gemacht werden, bei welcher man auf „Illustrierte Welt“ abonniert ist. Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

